Gerstäcker
und die
Probleme seiner Zeit

A dissertation submitted to the Board of University Studies of the Johns Hopkins University in conformity with the requirements for the degree of Doctor of Philosophy.

1933

AUGUSTUS J. PRAHL

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

INHALTSANGABE

Einleitung 5

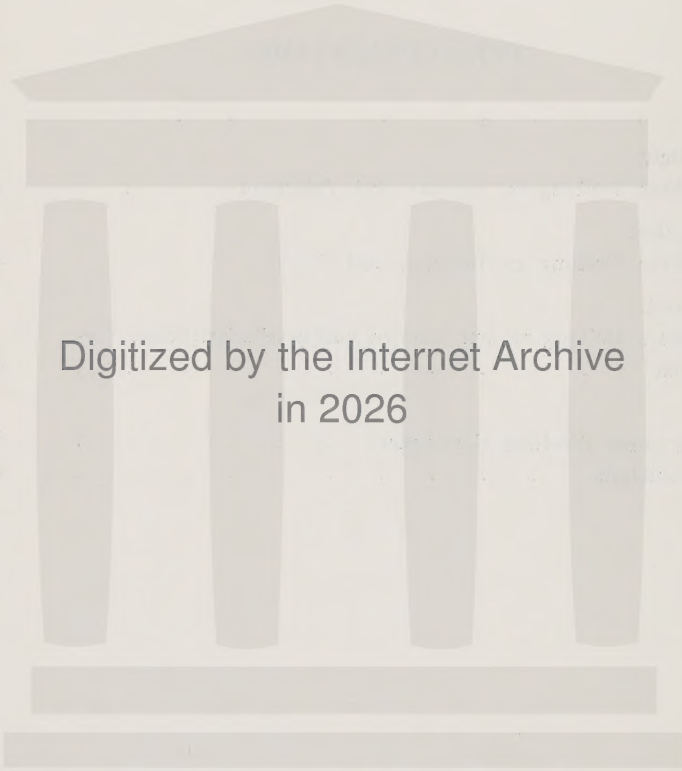
Erstes Kapitel:
Gerstäckers Stellung zu Heimat und Vaterland . . 14

Zweites Kapitel:
Gerstäckers Stellung zu Religion und Schule 46

Drittes Kapitel:
Gerstäckers Stellung zu den sozialen und gesellschaftlichen Verhältnissen 66

Schluß:
Versuch einer Wertung Gerstäckers 95

Literaturverzeichnis 98


Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41553624_0028

EINLEITUNG

Vorherrschend in der Literatur der dreißiger und vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts ist die Jungdeutschlandbewegung, die, wie alle literarischen Strömungen, letzten Endes nicht nur eine Wiederspiegelung der Gedanken und Ideen gewisser Dichter ist, sondern der allgemeinen Geistesrichtung der Zeit Ausdruck verleiht. Die Jungdeutschen richteten ihren literarischen Angriff gegen die Weltanschauung der Romantik, da diese durch ihre Beschäftigung mit dem Ueberirdischen und mit dem Mittelalter die politischen und sozialen Zustände der Gegenwart aus den Augen verloren hatte. Sie glaubten, daß die Literatur nur dann eine führende Stelle einnehmen könne, wenn sie die großen Probleme des Lebens erfasse. „Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härmt sich tot, wenn das Männchen von ihm getrennt. Wer die Poesie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poesie," heißt es bei Wienbarg in seinem Aufsatz über „Goethe und die Weltliteratur"[1]. Laube urteilt über die Tendenz dieser Richtung: „Die erkünstelte Situation, die geschraubte, krankhafte Empfindung wurde plötzlich verspottet, die Wahrheit wurde gesucht, die Wahrheit in den Ausgangspunkten und in den Zielen, im Wesentlichen das, was man später Realismus nannte"[2]. Grillparzers Beurteilung dieser Bewegung drückt sich in den Worten aus:

> „Bei den Jungdeutschen — auch soweit sie wirklich poetische Anlagen besaßen —, war die Seite des Verstandes und des logischen Gefühls vorwiegend. So hielten sie sich von den Auswüchsen einer einseitig ausgebildeten Phantasie frei, welche bei den Romantikern in so hohem Grade hervorgetreten waren. Im Gegensatz zu diesen hatten sie einen ganz besonderen Sinn für das Wirkliche und Thatsächliche und ihre erste Forderung war somit die der Lebenswahrheit aller Poesie. — Oft zeigt sich bei den Jungdeutschen eine geradezu feindselige Haltung gegen die Phantasie ..."[3].

---

[1] Zitiert nach Victor Schweizer, Ludolf Wienbarg als jungdeutscher Aesthetiker und Kunstkritiker, Leipzig 1896, Constantin Wilds Verlag, S. 15.

[2] Zitiert nach Proelß, Das junge Deutschland, Stuttgart 1892, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, S. 342.

[3] Zitiert nach Victor Schweizer, Ludolf Wienbarg. Beiträge zu einer jungdeutschen Aesthetik, Leipzig 1897, Constantin Wilds Verlag, S. 26

Diese Beschäftigung mit der Wirklichkeit, mit der Realität, verfolgte praktische Ziele. Proelß bezeichnet die Anhänger des Jungdeutschland als „die kühnen Wegbahner des Fortschritts und wagmuthigen Pioniere von Deutschlands Wiedergeburt"[4], oder an anderer Stelle spricht er von dem „Einfluß der Literatur auf die Gestaltung unseres Vaterlands zum in Einheit gefestigten Reichsstaat"[5]. Wo die Sonne nationaler Freiheit strahlte, dort glaubten sie den wahren Nährboden der Literatur. Das deutsche Volk, zerrissen in unzählige Staatengebilde, sollte zu einem Nationalstaat auf breiter demokratischer Grundlage zusammengeschweißt werden. Die demokratische Basis konnte man nur dadurch schaffen, daß man die niedere Volksmasse durch bessere Bildung zu selbstbewußten, am politischen Leben anteilnehmenden Staatsbürgern erzog. Darum haben wir einerseits den Kampf für eine bessere Volkserziehung, für eine höhere Stellung der Schule und ihrer Lehrer, andrerseits den Kampf gegen die Kirche und den Adel, da diese letzteren die Schule soweit unter ihrer Leitung hatten. Man hielt sie darum für die Unreife der unteren Volksschichten, für ihre Unzulänglichkeit als freie Staatsbürger verantwortlich. In den Reihen der höheren Stände, besonders der Adligen und Geistlichen, glaubte man viele Hemmnisse des Fortschritts zu sehen. Ein selbstbewußter Patriot sollte erzogen werden, nicht einer, wie er in den folgenden Zeilen Dingelstedts beschrieben ist:

„Was ist, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot?
An alle Fakultäten diese Frage!
Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
Und seinem König alle Werkeltage."[6]

Der steife Bureaukratismus sollte aus der Verwaltung verschwinden. Ebenfalls eifert diese Richtung gegen einseitiges Gelehrten- und Philistertum, und die Geschmacksverirrung dieser Zeit mit ihrer Schöngeisterei wird verspottet. Ein deutsches Nationalleben sollte den Deutschen geschenkt werden, wie es Heine bei den Deutschen so schmerzlich vermißt.

„Oft, wenn ich die Morning Chronicle lese, und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nazionalität erblicke, mit seinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten usw., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, suche darin die Momente eines Volkslebens und finde nichts als literarische Fraubasereyen und Theatergeklätsche ... Ist in einem Volk alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es dennoch Gegenstände für gemeinsame Besprechung ... Statt Hahnenkämpfe

[4] Proelß, Das junge Deutschland, Einleitung, S. IV.

[5] Ibid., S. 3—4.

[6] Zitiert nach Georg Brandes, Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Leipzig 1891, Verlag von Veit und Comp., Bd. VI, Das junge Deutschland, S. 394.

haben wir Journale, worin arme Teufel, die man dafür füttert, sich einander den guten Namen zerreißen ..."[7].

Um dem Volke liberalere Verhältnisse vor die Augen zu führen, hielt man Umschau in den anderen Ländern. Deutschland selbst lieferte nicht den geeigneten Hintergrund, da die damaligen deutschen Regierungen von vornherein jedem liberalen Bestreben dieser Bewegung feindlich gegenüberstanden. Einigen Anhängern blühte die beste Hoffnung bei dem lebensvollen Volk der Franzosen. Franzosentum und Freiheitsliebe waren gleiche Begriffe. Anderen waren sogar die Grenzen Europas zu eng. Das naturkräftige Volk Amerikas, die Freiheitskämpfer der neuen Welt, nahmen Besitz von dem Einbildungsvermögen, von der schwärmerischen Fantasie der Deutschen. Die Auswanderung vieler politisch enttäuschter Gemüter nach dem Zukunftsland Amerika, die in den dreißiger Jahren erfolgte, erweckte ein mehr persönliches Interesse an dem jungen, zukunftsreichen Kontinent. Der große technische Aufschwung, der in diesen Jahren erfolgte, verband Osten und Westen mit engeren Banden.

Das nationale Leben Deutschlands war, da ihm jeder Mittelpunkt fehlte, dem Volke ein Gegenstand der Abneigung, und aus dieser Verkümmerung der Nationalität heraus erklärt sich das große Interesse für den exotischen Roman, der zuerst mit Chateaubriand und später mit Cooper seinen Einzug in Deutschland hält. Der erste Deutsche, der diesem populären Geschmack Rechnung trägt, ist Charles Sealsfield. Er eröffnet die Reihe der deutschen exotischen Schriftsteller. Da diese literarische Richtung aus dem damaligen Zeitgeist geboren ist und ihm ihre Entwicklung verdankt, so müssen die Schriftsteller des Exotischen viel mit Vertretern des Jungdeutschland gemein haben. Die Form der Reiseromane und -schilderungen eignet sich sehr zur Kritik des eigenen Landes. Die Beschreibung eines fremden Landes wird meistens eine direkte oder doch wenigstens indirekte Parallele zu den heimischen Zuständen und Sitten bieten. Sie wird dem Leser die Frage vorhalten: Sind deine heimatlichen Zustände besser oder schlechter? Und wenn letzteres der Fall ist: Können liberalere Verhältnisse nicht auch Eingang in Deutschland finden? Liberale Ideen werden wirksamer durch Bücher von solch populärer Art verbreitet — Unterhaltungsliteratur —, da die Zahl ihrer Leser eine viel größere ist, als durch wissenschaftliche Abhandlungen gelehrter Politiker, die nur die Aufmerksamkeit einer kleinen Schar auf sich lenken. Dabei ist für die damalige Zeit der Umstand zu berücksichtigen, daß eine solche „Wiederspiegelung" wohl nicht eine politische Implikation des Schreibers im Gefolge hatte. Julian Schmidt[8] erwähnt diese

---

[7] Heines Werke von Ernst Elster. Zweite Ausgabe. Bibliographisches Institut, Leipzig. Bd. IV. S. 505.

Tatsache mit Bezug auf die Werke Sealsfields. Im Verlauf dieser Arbeit soll der Versuch gemacht werden, zu zeigen, wie stark Gerstäcker vom Geiste seiner Zeit angesteckt, für die Verwirklichung der Ideen des Jungdeutschland eintritt. Das Verhältnis Gerstäckers zu Kirche, Staat, Sittlichkeit, den drei Worten, die Gutzkows[9] Meinung nach das ganze ringende und streitende Leben der Zeit ausdrücken, sind die Ausgangspunkte der folgenden Ausführungen.

Gerstäcker beginnt seine schriftstellerische Tätigkeit im Anfang der vierziger Jahre, zu einer Zeit, als die Zustände in Deutschland auf den revolutionären Ausbruch des Jahres 1848 hindrängten. Die Zeit von 1837 bis 1843 bringt er in Amerika zu und wird auf diese Weise mit den freieren Verhältnissen dieses Landes, mit den Vor- und Nachteilen des Lebens in einer Republik bekannt. Die stärkste Seite seiner Schriften ist ihre Realität, etwas, worauf das Augenmerk der Jungdeutschen gerichtet ist. Diese Fähigkeit, den Augenblick zu erfassen, wird ihm von allen Kritikern seiner Zeit nachgerühmt. Einige Beispiele mögen dies klarlegen:

„So tritt er,"

schreibt Rudolf Gottschall (1823—1909), ein Teilnehmer an den freiheitlichen Bewegungen der Zeit,

> „in unsere Literatur als ein rüstiger Naturmensch, unbekümmert um die feineren geistigen Strömungen des Jahrhunderts, aber in einfacher Kraft als Repräsentant des gesunden Verstandes, der im frischen Naturleben eine Verjüngung sucht für die Verirrungen und krankhaften Reactionen einer überreizten Cultur. Der exotische Roman Sealsfield's ist die Blüthe eines begeisterten Kosmopolitismus, der exotische Roman Gerstäckers die Frucht eines gesunden Realismus."[10]

Konservativer in seinem Lob über Gerstäcker ist Robert Prutz (1816—1872), der ebenfalls wie Gottschall an den politischen Freiheitsbewegungen der Zeit teilnahm:

> „Hackländer und Gerstäcker hat die Schule des Lebens großgezogen; weil sie selbst so viele Abenteuer bestanden, vermögen sie so abenteuerliche Bücher zu schreiben; in den harten Kämpfen, die sie mit der Realität der Dinge geführt haben, hat sich dieser Realismus der poetischen Darstellung herangebildet, den wir an ihnen bewundern ... Natur und Schicksal haben für diese beiden Schriftsteller außerordentlich viel gethan; durch den derben, frischen Realismus, der in

---

[8] Julian Schmidt, Geschichte der Deutschen Litteratur Berlin 1896, Verlag von Wilhelm Hertz, Bd. V, S. 270.

[9] Gutzkows Werke, Auswahl in zwölf Teilen von Reinhold Gensel, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Bd. I, S. XXXII.

[10] Rudolf Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, Vierte vermehrte und verbesserte Auflage, Breslau 1875, Verlag von Eduard Trewendt, Bd. IV, S. 421.

ihren Schriften herrscht, sind sie ein wahrhaft erfrischendes Element für die Literatur der Gegenwart geworden."[11]

Ratzel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" aus dem Jahre 1879 (Bd. IX, S. 59) urteilt über Gerstäcker, den Naturschriftsteller:

„Der Name ‚Naturschriftsteller', mit dem man Gerstäcker bezeichnet hat, sollte nicht geringschätzig gebraucht werden, denn die Naturwüchsigkeit, Kraft und Lebenstreue seiner Schilderungen und Dichtungen, seine Anlehnung an die große Natur, waren ein gesundes und wohlthuendes Element in einer Literatur, die, wie die deutsche zur Zeit seines ersten Auftretens, an epigonenhafter Ueberfeinerung und an binnenländisch-kleinstädtischer Enge des Gesichtskreises litt."

Richard M. Meyer, der mit weniger hervorragenden Schriftstellern recht unsanft verfährt, muß doch zugestehen,

„... auch ihm darf man nachrühmen, daß er mehr Wahrheit giebt als vor ihm Chateaubriands geziert-schönfärberische Indianerromanzen und neben ihm Coopers konventionelle Lederstrumpfgeschichten."[12]

Welcher großen Beliebtheit sich die Werke Gerstäckers beim Publikum erfreuten, geht aus seinem Briefwechsel[13] mit dem Verleger Hermann Costenoble hervor. Costenoble ist ängstlich bemüht, alle Romane und Erzählungen Gerstäckers in seinen Verlag zu bekommen, wohl ein Beweis, daß die Werke des letzteren durch ihren guten Absatz einen geschäftlichen Gewinn bedeuteten. Stellen aus Gutzkows Briefen[14] an Costenoble weisen ebenfalls darauf hin:

„Ich wünschte nicht gern, daß sich die Inangriffnahme der Ausführung unserer Besprechungen länger verzögere oder wohl gar mein Interesse unter den Gerstäckerschen Schriften leiden soll." (15. September 1872).

Und:

„Sie sind ja wie verstummt! Nur auf dem Büchermarkt sehe ich Ihre enorme Thätigkeit. Roman über Roman wird angezeigt: Gerstäckers Schriften. Von den meinen sehe ich keine Annonce." (10. November 1874).

Wirklichkeitssinn, gepaart mit starker Anhänglichkeit an die Heimat und daraus hervorgehend sein warmes Interesse für die Größe Deutschlands, für die Besserung der politischen und sozia-

---

[11] Robert Prutz, Die deutsche Literatur der Gegenwart, 1848—1858. Zweite Auflage, Leipzig 1870, Verlag Ernst Julius Günther Nachf., Bd. II, S. 176 und 183.

[12] Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, Zweite Auflage, Fünftes bis neuntes Tausend. Berlin 1900, Georg Bondi, S. 98.

[13] Briefe Gerstäckers an Costenoble, im Besitz des Herrn Professor Dr. Kurrelmeyer, The Johns Hopkins University, Baltimore, Maryland.

len Zustände daheim, zwingen Gerstäcker, sich mit diesen brennenden Zeitfragen auseinanderzusetzen. Er tut dies nicht nur in gelegentlichen Aeußerungen, sondern macht es einigen seiner Werke zum Grundmotiv, einen ausgesprochenen Jungdeutschlandgeist zu atmen. Wir können Gerstäcker einen im Geiste des Jungdeutschland arbeitenden Schriftsteller nennen, wenn wir zur Bedingung der Zugehörigkeit zu dieser Gruppe die Worte Laubes nehmen:

> „Die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nur geläutert und gefügt im Sonnenschein des Geschmacks, in der Werkstatt des Schönen, dies ist das Ein und Alles, was wir wollen, und wer das liebt und wünscht und befördert, der ist unser."[15]

Das Verlangen, die Wahrheit zu fördern, hat Gerstäcker sicher besessen und es mit bestem Willen und Wollen seinen Fähigkeiten gemäß auch genährt, ohne sich dabei unerfüllbaren Hoffnungen und Schwärmereien dieser Richtung hinzugeben.

*

Bevor wir uns Gerstäckers Stellung zur Heimat und darüber hinaus zum Vaterlande zuwenden, ist es nötig, einen kurzen Einblick in sein Leben und in seinen Charakter zu erlangen, um auf diese Weise den Unterschied zwischen seiner Bildung und seinem Charakter und dem der Jungdeutschen zu beleuchten. Dann wäre die Gefühlsstellung Gerstäckers seiner Heimat gegenüber zu erörtern. Diese Stellung zur Heimat kann leicht mißverstanden werden, wenn wir uns die Tatsache vergegenwärtigen, daß er als Zwanzigjähriger die heimatliche Scholle verließ und erst sechs Jahre später wieder zurückkehrte. Unter dem Einfluß dieser Zeit hätte er leicht zu einem Weltbürger werden können, der allen Vorgängen in den einzelnen Ländern mit blasierter Nonchalance gegenübersteht, der sich nirgends zu Hause fühlt, der sich „ubi bene, ibi patria" als Leitmotiv erkoren hat.

Die meisten Dichter des Jungdeutschland — soweit wir überhaupt dichterische Fähigkeiten bei ihnen vorfinden — hatten ein abgeschlossenes Studium hinter sich, ein Umstand, der sie wohl zu solch hervorragenden Theoretikern machte. Ihre praktischen Leistungen blieben weit hinter den Theorien zurück. Bei Gerstäcker ist es umgekehrt. Wenig Theorie, aber ungefähr hundert Bände und Bändchen von Romanen, Reisebeschreibungen, gesammelten Erzählungen und Geistergeschichten bilden die Frucht seines Schriftstellertums. Zu seinem Beruf als Schriftsteller gelangte er auf eine andere Weise, als dies gewöhnlich bei Autoren

---

[14] „Aus Karl Gutzkows Briefen an H. Costenoble in Jena", Dissertation von Arthur H. Hughes. Maschinenschrift in der Bibliothek der Johns Hopkins University, Baltimore, Maryland.

[15] Zitiert nach Viktor Schweizer, Ludolf Wienbarg. Beiträge zu einer jungdeutschen Aesthetik. Leipzig 1898. Constantin Wilds Verlag. S. 24.

der Fall ist. Er fand seinen Lebensberuf nicht durch jahrelanges Studium, nicht durch wissenschaftliche Vorbildung auf einer Universität, nicht durch theoretische Diskussionen, da der Tod des Vaters ihn zwang, sein eigenes Brot recht früh zu verdienen. Neben dieser rein äußerlichen Unmöglichkeit dürfte sein ruheloser Charakter wohl auch nicht zum Studium geeignet gewesen sein.

Praktische Lebenserfahrungen geben ihm den Stoff zu seinen Schriften. Seine realistischen Beschreibungen sind das Resultat scharfer Beobachtung, und nur wenige Schriftsteller dürften ihm darin die Waage halten. Seine Reisen hat er nicht als beschaulicher Beobachter gemacht, denn seine Schriften geben uns ein klares Bild von den Mühen und Beschwerden dieses Weltenbummlers. Als Gerstäcker zum erstenmal nach Amerika geht, treiben ihn nicht die Zeitverhältnisse über den weiten Ozean. Wanderlust und jugendlicher Unternehmungsgeist allein lassen ihm die Grenzen des Vaterlandes zu eng erscheinen. Frei will er sein. Freiheit ist für ihn das erste und höchste Recht des Menschen. Amerika ist für ihn das Land der Gegenwart, wo die Vergangenheit keine Rolle spielt, das Land, von dem Goethe in seinem Gedicht „Den Vereinigten Staaten" sagt:

„Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte,
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten."[1]

Mit zunehmendem Alter verliert sich Gerstäckers Wanderlust. Dies drückt er besonders nach seiner vierten Reise nach Amerika aus, in Briefen aus jener Zeit. Am 1. Februar 1870, als er sich auf einer Vortragsreise im Osten Deutschlands befindet, schreibt er zum Beispiel:

„Ich habe es aber jetzt schon satt, denn d a s Leben geht doch nicht recht für mich ... Ich werde jetzt hier in Danzig nur noch 2 Vorträge halten und dann noch wahrscheinlich 2 in Elbing, dann gehts aber heim und wieder an den Schreibtisch, wo ich mich doch wohler fühle als hier in den fremden Hotels."[2]

Oder in seinem Briefe an Keil aus dem Jahre 1870:

---

[1] Goethe, Weimarer Ausgabe, Abth. I, Bd. V, S. 137.

[2] Briefe Gerstäckers.

„So alt bin ich freilich geworden, daß ich das Leben, was ich geführt, nicht noch einmal von Anfang an durchkosten möchte . ."[3]

Wie vorher erwähnt, ist Realismus der Grundton in Gerstäckers Wesen. Seine eigene Auffassung vom Schriftstellerberuf erfahren wir am Ende einer humorvollen Selbstbiographie, welche auf Anregung des ihm befreundeten Gründers der „Gartenlaube" — Karl Keil — verfaßt wurde. Darin erzählt er, wie er durch Zufall zum Schriftsteller wird, wie er gleichfalls in seinen Beruf hineingewachsen ist, den er sich nicht selbst gewählt hat, und in Anlehnung an Eichendorffs Gedicht schließt er:

„Ich bin, wie gesagt, kein Gelehrter, aber
‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald, in Strom und Feld';
und in diesem Sinne kann ich mich wirklich und wahr einen ‚Schriftsteller von Gottes Gnaden' nennen . . ."[4]

Nur wenige Kritiker werden dem Schaffen Gerstäckers gerecht. Von vielen wird er gar nicht erwähnt, andere vermissen den Mangel an Ideen, den tieferen Sinn für die geistigen Strömungen der Zeit. Gewiß enthalten seine Werke keine philosophischen Auseinandersetzungen. Es ist überraschend, mit welcher Selbstgenügsamkeit er in den einmal liebgewonnenen Kreisen verharrt. Der Dichter spiegelt sich oft selbst in seinen Personen wieder. Um die Spannung seiner Leser zu halten, spinnt er immer wieder dieselben Fäden. Die Ideen liegen in seinen Werken klar zu Tage und bedürfen keiner Interpretation[5]. Der kulturhistorische Wert seines Schaffens liegt jedoch in der wahren Schilderung der Zustände daheim und in der Fremde. Die Zeitverhältnisse werden dem Leser in ihrer nackten Wirklichkeit erzählt, ohne idealen Anstrich, ohne Uebertreibung. Gerstäcker lebt vollkommen in dem pulsierenden Leben seiner Zeit. Die Vergangenheit hat für ihn nichts Zusagendes; die Ueberbleibsel versunkener Größen sind für ihn kein Gegenstand des Interesses.

„Ich will nichts von dem Moder vergangener Jahrhunderte; ich fühle kein Sehnen, über das zu grübeln, was geschehen ist, Tausende von Menschen vergeuden ihre Lebenszeit damit —, wo sich aber der Wald lichtet, wo ein neues frisches Leben beginnt und um die stille Heimath der Menschen noch das Tier der Wildnis schleicht —

---

[3] Im Eckfenster, Serie II, Bd. XII, S. VIII.

[4] Ibid.

[5] Da Gerstäcker sein Verhältnis zu allen laufenden Fragen selbst am deutlichsten ausspricht, ist in den späteren Ausführungen der Autor selbst soviel wie möglich herangezogen worden.

wo etwas Neues zu schaffen ist, da bin ich zu Haus und habe meine Freude daran."[6]

Es ist interessant, diesem Ausspruch Gerstäckers die Ansicht Heines über Amerika entgegenzuhalten, um daraus die Verschiedenartigkeit zweier Charaktere zu erkennen. In seinem Gedicht „Jetzt wohin?" heißt es:

„Manchmal kommt mir in den Sinn,
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitsstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln —

Doch es ängstet mich ein Land,
Wo die Menschen Tabak käuen,
Wo sie ohne König kegeln,
Wo sie ohne Spucknapf speien."[7]

Ganz ähnlich lautet eine andere Stelle:

„Oder soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! ... O Freiheit! Du bist ein böser Traum!"[8]

Der Grundton in Gerstäckers Schriften ist, wie gesagt, Realismus. Daneben finden wir aber auch in seinen Werken gelegentliche Gespenstergeschichten, die uns eine gewisse romantisch-gefühlvolle Seite verraten, die den Leser anfänglich überrascht. Rätselhafte Zusammenhänge beunruhigen zeitweise diesen Diesseitsmenschen. Doch hält eine solche Stimmung nicht lange vor, und die Lösung solcher „unheimlichen" Geschichten ist gewöhnlich recht trocken und prosaisch. Um nur ein Beispiel solcher Charakterrichtung Gerstäckers zu geben, sei die kleine Geschichte „Der verlorene Ring" hier erwähnt.

Auf einer Reise durch Südamerika verliert Gerstäcker seinen Ehering und findet ihn erst am nächsten Morgen wieder. Der letzte Abschnitt der Geschichte lautet:

„Giebt es Ahnungen oder Vorbedeutungen — oder spielt ein tückischer Zufall nur manchmal so boshaft mit unseren Gefühlen und Empfindungen? — Ein Jahr später — genau in der nämlichen Nacht, in der mein Ring allein im Walde von Ecuador gelegen, starb daheim allein — während ich noch meinen mühseligen Ritt durch Brasilien verfolgte, mein braves Weib. Es war die Nacht vom 22. zum 23. August."[9]

---

[6] Achtzehn Monate in Südamerika ..., S. 81.
[7] Heines Werke von Dr. Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. II, S. 98.
[8] Heines Werke von Dr. Ernst Elster, Erste Ausgabe, Bd. VII, S. 44—45.
[9] Wilde Welt, Bd. I, S. 191.

ERSTES KAPITEL:

Gerstäckers Stellung zu Heimat und Vaterland

Gerstäckers Leser wird sich nach kurzer Zeit klar bewußt, daß der Dichter mit starken und unzerreißbaren Banden an seiner Heimat hängt. An unzähligen Stellen, wo die Heimat Gegenstand der Behandlung ist, verraten sich Anhänglichkeit und Gefühlsstärke, die beweisen, daß unter der rauhen Schale seines Aeußeren ein fühlendes, weiches Herz schlägt. Gerstäcker ist kein Europamüder, der aus innerer Verachtung und Erbitterung die Heimat verläßt. Der Aufenthalt in der Fremde ist für ihn nur vorübergehend, um sich an anderen Plätzen, am Busen der Natur, neue Kraft und neues Material zu sammeln. An keiner Stelle gibt Gerstäcker einem starken Wunsche Ausdruck, seine Heimat in Deutschland mit einem anderen Lande zu vertauschen. In seinen eigenen Worten heißt es an einer Stelle:

> „Außerdem müßte ich aber schändlich lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir solch ein Leben — mit den Banden, die mich daheim fesseln — auf die Länge der Zeit behagen könnte, und ich finde denn doch, daß ich, trotz Allem was uns daheim drückt und ärgert, keineswegs schon zu den Europamüden gehöre. Ich bin aber einmal hier, bin mitten in die Wildnis hineingesprungen, und Alles, was ich zu tun habe, ist zu sehen, daß ich wieder hinauskomme."[1]

Die Heimat war ihm ein strahlender Stern, der ihm auf seinen oft mühe- und gefahrvollen Wanderungen leuchtete; das Fernsein von der Heimat der Grund mancher trüben und einsamen Stunde, die Hoffnung, dorthin zurückzukehren, der begeisternde Anstoß, „mit beiden Füßen in die Wirklichkeit hineinzuspringen" — ein Lieblingsausspruch Gerstäckers. Schwer wiegt auf ihm der Augenblick, wenn der letzte Streifen der Heimatküste am fernen Horizont verschwindet, und das Blut rollt ihm schneller in den Adern, wenn es der Heimat entgegengeht. Ueber Deutsche in der Fremde schreibt er am liebsten. Am deutschen Herde fühlt er sich am wohlsten, dem auswanderungslustigen Landsmann gibt er wohlgemeinte Ratschläge auf den Weg, um ihn auf diese Weise vor großen Enttäuschungen zu bewahren. Einige Proben seines Heimatsgefühls aus seinen Werken mögen zeigen, wie stark Gerstäcker mit seiner Muttererde verbunden ist.

---

[1] Achtzehn Monate in Südamerika ... S. 53.

In seinem Roman „Die Kolonie“ erzählt er uns von dem Zusammentreffen Bernhard Könners, eines Weltreisenden, mit dem Direktor der deutschen Kolonie. Könner ist nach Brasilien gekommen, um die Verhältnisse des Landes, über welche er die verschiedensten und widersprechendsten Gerüchte gehört hat, selber einmal durch Augenschein kennen zu lernen; wenn er das erreicht hat, gedenkt er wieder nach Deutschland zurückzukehren, denn trotz aller Mängel hält er es für unmöglich, daß ihm die Heimat durch einen anderen Ort der Welt ersetzt werden könne. Der Dichter erwidert ihm auf diese Ausführungen:

> „Sie haben Recht. Je mehr wir von fremden Ländern sehen, und wenn sie selbst ihre größte und schönste Pracht entfalten, desto mehr fühlen wir doch immer, daß sie uns die Heimath nie ersetzen können.“[2]

In den folgenden Zeilen erzählt er dann, wie sich dies Heimatsgefühl mit teuren, zurückgelassenen Gegenständen fest verknüpft. Bei den Frauen ist es das Grab der Eltern oder das eines Kindes, die alte Dorfkirche oder das Haus ihrer Kindheit, der Brunnen, an dem sie Wasser holten, die alte Linde vor der Pfarrwohnung, wo sie vielleicht zum ersten Mal mit ihrem jetzigen Manne getanzt haben. Bei dem Manne wurzelt das Heimatsgefühl gewöhnlich in mehr prosaischen Dingen. Er denkt, wenn er sich Deutschland ins Gedächtnis zurückruft, oft an seinen Stammtisch, an sein Bier, zu dem aber trotzdem die alte Linde und der alte Kirchturm den nebelhaften Hintergrund bilden. Den gebildeten Mann zieht dagegen mehr ein geistiges Bedürfnis nach der Heimat zurück, er ist es, der eine isolierte Stellung in der Fremde einnimmt, der selten eine passende und zusagende Beschäftigung für seine Interessen, für seine Veranlagung findet. Das Heimweh betrachtet Gerstäcker als eine Art von Seekrankheit; der Patient sehnt sich nach dem festen Boden der Heimat zurück, und selbst, wenn ihn das Heimweh verlassen hat, die Erinnerung wird er nicht los.

> „Es ist eine eigene Sache um das Heimweh, und ein, dem vaterländischen Boden entrissener Mensch ist fast wie ein aus der Erde die ihn erzeugte, genommener Baum. Er stirbt vielleicht nicht ab im fremden Lande — die Wurzeln schlagen wieder aus, aber die feinen, zarten Theile derselben sind doch noch im alten Bett zurückgeblieben — jene tausend unbedeutenden Fasern werden verletzt und getrennt, und wenn sie auch zu dem Leben des Baumes nicht unbedingt erforderlich waren, so thun sie ihm doch weh, und ihr Verlust schmerzt noch lange nach.“[3]

Der innige Geist des deutschen Weihnachtsfestes hat tief von Gerstäckers Natur Besitz genommen und jede Weihnachtszeit, die er nicht am heimatlichen Herd zubringen kann, bereitet ihm

---

[2] Die Kolonie, Serie I, Bd. 8, S. 28—29.

[3] Aus zwei Welttheilen, Gesammelte Erzählungen, S. 18

qualvolle Stunden. Das gutgemeinte, rührselige, unbeholfene Gedicht „Weihnachten 1837" verrät uns die Gefühle, die ihn übermannen, als er zum ersten Male während dieser Zeit in der Fremde weilen muß:

„In dem theuren Heimatslande
Sind nun Kerzen angezündet,
Und viel tausend Kinder warten
Was die helle Glocke kündet.

Lauschen an den Schlüssellöchern,
Laufen ängstlich hin und wieder
Kinder jauchzen ein's dem andern
Daß die Sonne längst darnieder.

Singen alte, liebe Weisen
Vom Knecht Rupprecht und vom Christkind
Die mit vielem Bangemachen
Und mit Hoffnung froh gemischt sind.

Und die helle Glocke tönet,
Weit steht dort die Thüre offen,
O, die Augen sind geblendet
Doch belohnt ist jedes Hoffen.

Hier die vielen Honigkuchen
Dort die bleiernen Soldaten,
Gold'ne Hesperidenäpfel
Und Nußknacker ohne Waden.

Und die Kinder weinen Tränen
Und die Eltern weinen auch
Alle Menschen müssen weinen
Das ist so der Weihnachtsbrauch.

Da es denn so gar gebräuchlich
Will ich's auch wie And're machen
Und von Herzen will ich weinen
Kann doch nicht vom Herzen lachen."[4]

In seinen „Streif- und Jagdzügen" nähert er sich an einem Weihnachtsabend der Stadt St. Louis, gerade zur Stunde, da man wohl daheim um den Weihnachtsbaum sitzen würde. Mit „blutendem" Herzen hört er die Glocken in der Ferne und mit „ganz eigenen, aber nichts weniger als freudigen Gefühlen" betritt er die fremde Stadt[5]. An einer anderen Stelle erzählt uns Gerstäcker, wie er an einem Neujahrsabend ganz allein die Ankunft des neuen Jahres erwartet, allein seinen Neujahrspunsch trinken muß und schließt: „... ein herzlicher gemeintes ‚Prost-Neujahr' hat Niemand aus der weiten Fremde in die Heimath gesendet, die guten Menschen dort zu grüßen"[6]. Besonders wortreich beschreibt

[4] Meyne, Richard nach Euphorion, Bd. XVI, 1909, S. 825.
[5] Streif- und Jagdzüge, Serie II, Bd. 11, S. 99.
[6] Achtzehn Monate in Südamerika ... S. 236.

Gerstäcker seine Weihnachtsgefühle in „Fritz Wildaus Abenteuer ...“

> „Weihnachten — hast Du, lieber Leser, schon Deine ersten Weihnachten fern von Hause verlebt? — ich will Dir's nicht wünschen — und ich will nicht hoffen, daß diese frohe liebe Zeit so ungetrübt und glücklich an Dir vorübergegangen ist wie damals, als Du auf dem Arme der Mutter zum ersten Male den blinkenden Lichtern die Aermchen entgegenstrecktest ... Das ist die Zeit wo alle, alle Dir ach so heiß und innig gehegten Bilder der Heimath, mag sie das wilde Leben noch so sehr in seinen Schutt vergraben haben, wieder an's Freie streben, und ihr Recht geltend machen, ihr altes heiliges Recht — das ist die Zeit, wo Du der Tränen nicht wehren kannst, und wenn Du sie bis dahin in ihren Schleusen fest und trotzig eingeschlossen gehalten mit eiserner Kraft — die Erinnerung rüttelt an den Pforten des Herzens und die brauchst Du ihr nicht mehr zu öffnen — sie springen von selber auf ...“[7]

Wieviel erhabene Wonne atmen die Worte, wenn er sagt:

> „Ein Frühling in Deutschland — ein Frühling im Vaterland! Oh, wie sich das Herz mit der wirbelnden, schmetternden Lerche hebt und jubelnd, jauchzend gen Himmel steigt! Zwinge die Träne da nicht zurück, die sich Dir, dem Glücklichen, in's Auge drängt..“

Er schließt diesen Abschnitt mit den Worten:

> „Vergessen liegt vergangenes Leid.“[8]

Denselben Geist atmen die folgenden Sätze, die Hopfgarten in „Nach Amerika“ spricht:

> „Der Himmel ist doch nirgends so blau, die Erde nirgends so grün wie daheim. Sie mögen mich auslachen, lieber Eltrich, aber wie ich vorigen Herbst zurückfuhr und in der Nordsee die nackten Sanddünen, den Turm von Wangeroode wiedersah, hab' ich geweint wie ein kleines Kind. Es giebt doch nur ein Deutschland!“[9]

Wenn in Gemeinschaft mit Freunden die Becher mit dem funkelnden Inhalt kreisen, und das Blut lebhafter durch die Adern rollt, dann gehört der erste Toast dem Vaterlande.

> „Der Heimath den Becher! Mit zitternder Hand
> Trink ich Dir zu jetzt mein Vaterland.
> Sei auch die Fremde so schön wie sie mag,
> Segen, oh Segen herab auf den Tag,
> Wo Deine nackten Gestade von Weitem
> Liebend die Arme entgegen mir breiten.
> Vaterland hoch!“[10]

Wie wirklichkeitsgetreu und zugleich rührend schildert Gerstäcker uns die Macht der heimischen Lieder, wenn sie von Deutschen im fremden Lande gesungen werden! Dem eigenen Zauber

---

[7] Fritz Wildaus Abenteuer ... S. 130—131.
[8] Nach Amerika, Serie I, Bd. 5, S. 25.
[9] Ibid, Serie I, Bd. 6, S. 519.
[10] Unter dem Aequator, Serie I, Bd. 4, S. 15.

in den Tönen, die sie als Kinder gekannt und geliebt haben, kann sich kein Herz verschließen, mag es das Vaterland noch so lange verlassen und vielleicht schon fast vergessen haben. Alte Gedanken kehren wieder, liebe und trübe Erinnerungen werden wach, der Mensch kann seinem Herz diesen Klängen gegenüber nicht befehlen, kann den lieben Lauten den Eingang nicht verweigern. Gerstäcker beschreibt uns eine Szene kurz vor der Landung in Amerika. Still und lautlos läßt er zuerst die Mitreisenden dem Gesang lauschen, dann, sich dessen kaum bewußt, fallen sie leise mit kaum bewegten Lippen in die Melodie ein, allmählich anschwellend, bis sie mit lauter Stimme, aber von innigem Gefühl beseelt, das Lied mitsingen. Dann läßt er sie das alte heimische Lied „Schweizers Heimweh" singen, und als der Schluß verklingt „Doch zur Heimath wird es nie", beschreibt er die Wirkung folgendermaßen:

> „Lautlose Stille legte sich über Deck. —— Keiner hatte mehr das Herz, nach diesen Strophen noch ein anderes vielleicht gar triviales Lied zu beginnen. Dem neuen Vaterland hatten sie heute ein donnerndes Hurrah gebracht, als sie dessen Flagge zum ersten Male in der Brise wehen sahen, dem alten brachten sie das Lied, in mancher heimlich zerdrückten Thräne, mit manchem, gewaltsam in die Brust zurückgedrängten Seufzer."[11]

Freudig betritt Gerstäcker das Schiff, das ihn nach langer Abwesenheit seiner Heimat entgegenführen soll.

> „Endlich an Bord — . . . — ich will meinen Lesern zu dem neuen Jahr nur allen d a s Gefühl wünschen, das die Brust des armen wegemüden Wanderers durchglüht, wenn er zuerst die Schritte wieder heimwärts — heimwärts — oh wie süß das Wort schon klingt! — lenken darf. Alles liegt dahinten, was das Menschenherz gelitten und getragen — alle Entbehrungen, alle Gefahren — all' die einsamen Tage, und traurigen, ewig langen Nächte, und vor uns das herrlichste Ziel, dem der Wanderer nur entgegenstreben kann — d a s V a t e r l a n d!"[12]

Man könnte in dieser Verbindung auch fragen: warum kehrt Gerstäcker überhaupt nach Deutschland zurück? Des Dichters eigene Worte mögen diese Frage beantworten. In „Pfarre und Schule" läßt er eine von seinen Personen, die nach langem Aufenthalt in Amerika sich entschließt, wieder in die Heimat zu kommen, die folgenden Worte sprechen:

> „Lange kämpfte ich damals mit mir selbst, was zu thun, wie ich handeln sollte, endlich war mein Entschluß bestimmt — nach Deutschland kehrte ich zurück und in Deutschland lag ferner, so lange diese schwachen Kräfte noch ausreichten, mein Wirkungskreis. Das Volk, oder wenigstens den kleinen mir anvertrauten Theil desselben, wollte ich heranziehen nach besten Kräften, wollte M ä n n e r

[11] N a c h A m e r i k a, Serie I, Bd. V, S. 408.
[12] R e i s e n, Serie II, Bd. X, S. 602.

aus ihnen machen, Männer, die wissen, was sie sich und ihrem Vaterlande ... schuldig sind — wollte mit einem Worte würdige Republikaner heranbilden, die ihre Zeit begriffen und verstanden."[13]

Es ist durchaus nicht unmöglich, daß solche oder ähnliche, mehr oder weniger klare Vorstellungen die Handlungsweise Gerstäckers beeinflußten.

Gerstäckers Interessen und sein Verbundensein mit der Scholle gehen über den engen Begriff Heimat freilich hinaus. Um in seiner Heimat glücklich und zufrieden zu sein, um sich am heimatlichen Herde wohl zu fühlen, ist es für Gerstäckers Natur nötig, daß die deutsche Nation, zu der er sich bekennt, ein Bild der inneren Einigkeit zeige. Deutschland soll den anderen Nationen gegenüber den Platz einnehmen, der ihm seiner Größe und seiner Einwohnerzahl nach gebührt. Er will Ursache haben, auf sein Volk stolz zu sein. Sein Nationalgefühl verlangt es, daß Deutschland den anderen Nationen als ebenbürtig zur Seite stehe. Die politischen Zustände in Deutschland sind für Gerstäcker eine große blutende Wunde am Volkskörper. Der Anblick, die Beobachtung derselben verbittern ihm den Aufenthalt in Deutschland und trüben ihm die Erinnerung, wenn er sich fern von der Heimat befindet. Das deutsche Volk hat sich noch nicht zu dem Gefühl der Einheit emporgerafft. Die unzähligen Staaten mit ihren Fürsten verfolgen ihre eigenen Zwecke und Ziele und machen auf diese Weise ein geschlossenes Vorgehen unmöglich. Deutschland in seiner politischen Zerrissenheit ist für das Ausland ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Ein Mann wie Gerstäcker, der jahrelang unter der liberaleren Gesetzgebung Amerikas gelebt hatte, mußte dieses Einschränkende der deutschen Verhältnisse besonders schwer fühlen. Dort hatte er einen nicht zu verkennenden Nationalgeist gefunden, der das Land einer versprechenden Zukunft entgegenführte. Was fand er in Deutschland dagegen? Ein Land zerrissen in kleine Staaten, deren Fürsten sich mit scheelen Augen ansahen, die durch Haß und Neid von einander getrennt waren, und er wirft ganz richtig die Frage auf:

„Haben wir armen Deutschen denn wirklich ein Vaterland? — Müssen wir nicht in jedem fremden Erdteil specificiren, ob wir von Anhalt-Dessau oder Sachsen-Coburg, von Preußen, Oesterreich oder Lippe-Detmold sind."[14]

Die politische Zerstückelung Deutschlands in Staaten, die sich durch Zoll und Paß voneinander isolieren und die auf diese Weise das Gemeinschaftsgefühl der Bewohner, die nach Sprache und Vergangenheit zusammengehören, zerstören, ironisiert Gerstäcker, wenn er sagt: „Von Sachsen nach Wien und wieder zurück

[13] Pfarre und Schule, II, S. 243.
[14] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 603.

nach Sachsen wurde mein Paß gerade einmal mehr visiert, als um die ganze Welt“[15].

Wo findet er die schwarz-rot-goldene Flagge, das Symbol deutscher Einigkeit und Liberalität, als er im Jahre 1852 nach dreijähriger Abwesenheit ins Vaterland zurückkehrt?

> „Versteckt in den Privatwohnungen und hinter den Spiegeln einiger wenigen — oh so wenigen Deutschen in fremden Erdtheilen, anstatt von den Gaffeln unserer Schiffe, von den Dächern unserer Consuln stolz und lustig hinauszuflattern als die Farben eines einzigen starken Volkes.“[16]

Gerade die Rückkehr im Jahre 1852 war für Gerstäcker besonders enttäuschend. Hatte er auch keine überschwänglichen Hoffnungen mit dem Revolutionsjahr 1848 verbunden, so waren selbst die geringen Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen. Mit schmerzlichen Worten beschreibt er seine Landung.

> „Wir ruderten zwischen dem Ueberrest der deutschen Flotte hindurch, die mit den flatternden schwarz-roth-goldenen Flaggen wie ein gefangener, zum Opfertod verdammter Krieger auf dem Wasser lag. Mit welchen frohen Hoffnungen hatte ich damals, als wir vor neununddreißig Monaten ausfuhren, das erste dieser Schiffe, das mit derselben Flagge in unsern Hafen lief, begrüßt, und heute? — Es war das ein schmerzlicher Willkommen im alten lieben Vaterland — es war mir etwa, als ob ich einen theuren, lieben Freund auf dem Sterbebette — oder im Zuchthaus wiedergefunden hätte ... Aber fort, fort mit den Gedanken, sie tödten.[17]

Gefühle der Bitterkeit und Scham ergreifen Gerstäcker immer, wenn er die Nationalhymne eines Volkes hört. Er sieht darin etwas Schönes, etwas Feierliches, da sie dem „reinen Accord“ einer Einigkeit, einer Stärke der Nation Ausdruck gibt. Der Yankee Doodle der Amerikaner rührt und ergreift ihn, obgleich seine Töne „wild und neckisch, ja Manchem wohl absurd und geschmacklos klingen“, denn für ihn ist er die Nationalhymne eines gewaltigen Volkes, bei dessen Klängen sich seine Vorfahren mit Begeisterung in den Kampf stürzten, um für ihre eigene Freiheit, für ihre eigenen Menschenrechte und die ihrer Kinder zu siegen oder unterzugehen. Wenn während seines Aufenthalts in Australien die Kapelle „God save the Queen“ zu spielen beginnt,

> „ergeift mich noch das wehmüthig-traurige Gefühl, daß ein Deutscher sie componierte. — Nicht für Deutschland, nein für ein fremdes Volk schrieb er diese heiligen Töne — wir Deutschen brauchen ja keine Nationalhymne — wir sind ja keine Nation — und es wäre eigentlich zum Verzweifeln, daß wir die Chinesen selbst um das höchste Gut beneiden müssen — ein Vaterland zu haben.“[18]

---

[15] Ibid., S. 620.
[16] Ibid., S. 603.
[17] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 618—619.
[18] Ibid., S. 313—314.

Neben dieser inneren Zersplitterung zeigt das deutsche Volk selbst eine große Unmündigkeit und Interesselosigkeit am politischen Leben der Nation. Seine Teilnahme geht nicht, wie er sagt, über die vier Wände hinaus und was es nicht unmittelbar berührt und bedrückt, fühlt es wenig oder gar nicht. Diese politische Unreife der Bewohner verhindert es auch, daß die Revolution des Jahres 1848 dauernde Früchte trage.

Wie wenig Anziehungskraft das politisch-unmündige Deutschland für Gerstäcker hat, ersehen wir aus den folgenden Zeilen:

> „Nicht das politische Deutschland ist es, nach dem ich mich sehne, dem ginge ich, wäre es irgend möglich, lieber noch ein paar Seemeilen aus dem Wege ... zu der Heimath will ich zurück und das haben sie mir doch hoffentlich gelassen, wie es war, und nicht auch zu Tode gedrückt mit ihren Gesetzen und Verordnungen, ihren Beglückungs- und Rettungsversuchen."[19]

Die vielen Bestimmungen, welche die persönliche Freiheit des Einzelnen einschränken, jedem sein Feld der Tätigkeit zuschreiben, jede freie Meinungsäußerung des Bürgers mit verdächtigen Augen beobachten, findet Gerstäcker besonders verachtungswürdig. Viele Deutsche findet er durch die endlosen Bekanntmachungen und Verbote so wohl trainiert, daß sie überhaupt nichts anderes tun, als das, was ihnen von der Polizei befohlen wird; vor jeder Handlung fragen sie sich: „Was sagt die Polizei dazu?" Gerstäcker spricht an verschiedenen Stellen von Deutschland, dem „Polizeistaat".

Die nationale Gleichgültigkeit des deutschen Volkes hebt Gerstäcker dadurch hervor, daß er sie mit Bildern aus dem amerikanischen Leben kontrastiert. Als es zum Beispiel gilt, amerikanische Rechte gegen Mexikaner zu verteidigen, fürchtet sich eine kleine Gruppe Amerikaner nicht, eine zehnmal größere Anzahl Mexikaner anzugreifen. Mit Bowie-Messer und Revolver bewaffnet, geführt von dem heiligen Banner ihres Vaterlandes, stürmt dieses Häuflein den Hügel hinan. Und was gibt ihnen diese Zuversicht, diesen unternehmenden Mut?

> „Es war das Gefühl dieser Flagge — das Bewußtsein, daß sie einer Nation angehörten — einer Nation, die, wenn sie auch im Kampfe jetzt unterlagen, ihren Tod doch rächen und diese Flagge fester als je in den Boden stoßen würde."[20]

Er zeichnet das Bild dieser Amerikaner im schlichten Rock, die jeden züchtigen, der ihre Flagge beleidigt, und müßten sie ihr eigenes Leben dafür einsetzen:

> „Es muß ein hohes, ein herrliches Gefühl sein,"

fährt Gerstäcker fort,

---

[19] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 603.
[20] Gold, Serie I, Bd. III, S. 412.

„einer solchen großen Nation anzugehören, ein Vaterland zu haben, das fest und einig im Innern, auch fest und einig nach Außen seine Rechte wahrt; das nicht nur mit Documenten und höflichen Redensarten um sich wirft, sondern auch den W i l l e n und die K r a f t hat, ein Schwert zu schwingen und den Feind zu züchtigen, der ihm frech entgegentritt."

Dieses Bild hält er den deutschen höflichen Diplomaten entgegen, die im gestickten Frack, mit dreieckigem Hut und seidenen Strümpfen, die Brust mit Orden bedeckt, die sie bei Geburtsanzeigen und Hoffesten bekommen, sich höflich und rücksichtsvoll gegen die ganze Welt betragen und nur das eigene Volk, die eigene Flagge, die daheim in Winkeln und auf Böden modert, mit Füßen treten. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend will er, daß das deutsche Volk etwas von dem amerikanischen lernen möge, nicht von seinen Schwächen, von dem „tabakkauenden, speculierenden und krämerhaften" Geist Amerikas.

„Aber ein Unternehmungsgeist steckt in den Burschen, eine Kraft und Ausdauer, eine Zähigkeit in einmal Begonnenem, und den Muth, das Tollköpfigste, Riskanteste zu unternehmen, vor dem man wirklich Respect haben muß. Ich verlange nicht, daß wir ihnen ihr ekles Tabakkauen nachmachen sollten; aber wenn wir uns ein Beispiel an ihrem nationalen Gefühl, an ihrem Nationalstolz nehmen, und das nur erst einmal bei uns p f l a n z e n wollten, dann könnte das ein großer Segen für uns werden und wir gewönnen vielleicht auch einen Platz dabei, auf dem es w a c h s e n möchte."[22]

Während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Amerika war Gerstäcker mit der freieren demokratischen Form der Regierung bekannt geworden. Er sah die Vorzüge einer solchen Regierung gegenüber der deutschen. Er hatte das nationalbewußte, tatkräftige Volk Amerikas beobachtet, ein Volk, dem er trotz vieler wohlbemerkter Schattenseiten, seine Bewunderung nicht versagen konnte. Wir dürfen uns darum nicht wundern, daß sein Realismus und seine Beobachtungen ihn zur Demokratie führen. Dieser demokratischen Einstellung bleibt er während seines ganzen Lebens treu. Noch im Jahre 1870 greift Gerstäcker den Bureaukratismus und die Verschrobenheiten des Adels und überhaupt aller regierenden Klassen mit derselben Schärfe an wie um 1848. Seine Lieblinge gehören der demokratischen Richtung an, sie sind die Vertreter von Licht und Tugend, während Adel und Kirche die Schattenseiten bilden.

Die Revolutionsjahre um 1848, von denen bereits die Rede war, gaben Gerstäcker vielfach Material zu seinen Werken. In der Nationalversammlung, die aus den politischen Vorgängen dieser Jahre hervorgegangen ist, und der ein so schnelles Ende beschieden war, sieht er die Vertreter des Volkes, welche ihre Macht zum

[21] G o l d, Serie I, Bd. III, S. 412—13.

[22] Ibid., S. 457.

Wohle des letzteren gebrauchen. Sie sind die Verkörperung des freien Volkswillens, die sich durch ausgezeichnete Haltung dieser Stellung würdig gezeigt haben. Gerstäcker hält sie nicht für unmündig, was er oft von anderen angeblichen Volksfreunden behauptet. Begeisterung und Ehrfurcht sprechen aus jeder seiner Zeilen. Eine Verhöhnung dieser Männer kann seinen Zorn besonders erwecken. In „Pfarre und Schule" lesen wir:

> „Die Vertreter des Volkes saßen noch zusammen, und der Sturm und Kanonendonner von Wien, und die tausend und tausend blinkenden Bayonette Berlins waren nicht im Stande gewesen, einen direkten Einfluß auf den ruhigen Geist einer Versammlung zu üben, die den besten Saft und Mark von Deutschlands treuesten Herzen in sich schloß."[23]

Die Tatsache, daß Deutschland einmal ein „Parlament" gehabt hat, ist für Gerstäcker das einzig Erinnerungswerte aus dieser Zeit. Mehr darüber erfahren wir in seiner kleinen Erzählung „Eine Heimkehr aus der weiten Welt"[24]. Darin beschreibt er die Gefühle bei seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1852, welches er im März 1849 verlassen hatte. Damals schon betrachtet er eine Verwirklichung der vom Jahre '48 erträumten Freiheiten als eine Unmöglichkeit. Der „mit den deutschen Farben bewimpelte Staatskarren" saß fest im Schlamm. Die Reaktion hatte eingesetzt und grünte und blühte und

> „es that den würdigen Staatsmännern nur leid, daß sie nicht auch Wald und Himmel mit ihren respectiven Landesfarben schwarz und weiß oder schwarz und gelb, oder weiß und blau anstreichen konnten."

Trotz der Hoffnungslosigkeit, die Gerstäcker klar erkennt, kann er nicht umhin, der bitteren Enttäuschung in den folgenden Worten Ausdruck zu geben:

> „Wie traurig sah es in dem armen Deutschland aus, und was war aus der Freiheit, aus den Freiheiten geworden, die wir '48 erträumt. Der alte Fluch der Uneinigkeit hatte wieder giftige Früchte getragen, und Alles was ich aus dem Sturm der letzten Jahre gerettet fand — und das überhaupt der Mühe des Aufhebens lohnte, war: die Erinnerung an das Parlament; das Bewußtsein, daß wir ein solches wirklich gehabt hatten, daß es also nicht zu den Schattenbildern gehörte und uns einmal, es möchte nun dauern so lange es wollte, wieder werden mußte. — Jetzt freilich feierte der Bundestag wieder seine Ferien wie vordem — ein Dorn im Fleisch der Deutschen, ein Spott und Hohn für das Ausland."[25]

In welchen Kreisen sich nun Gerstäcker von 1843—1849 bewegt hat, wird ersichtlich, wenn er bei seiner Wiederkehr nach

---

[23] Pfarre und Schule, Bd. II, S. 135.
[24] Unter Palmen und Buchen, Bd. I, S. 274—288.
[25] Ibid., Bd. I, S. 283.

Deutschland feststellen muß, „was ich außerdem von Bekannten und Freunden hatte, saß im Zuchthaus oder war verbannt“[26].

Eine kurze Geschichte, die sich während der Revolutionsmonate des Jahres 1848 abspielt, trägt den Titel „Berlin und das Schauspielhaus im Belagerungszustand“ (Skizze)[27]. Hier sehen wir die Uneinigkeit der verschiedenen politischen Parteien. Daneben wird uns eine Abendunterhaltung geschildert, die den Soldaten, welche im Schauspielhaus einquartiert sind, geboten wird. Diese besteht darin, die Freiheitsbewegung des Volkes, die ehrenvolle Arbeit der Nationalversammlung in den Kot zu ziehen. Eine kurze Inhaltsangabe dieser Geschichte sei erlaubt. Gerstäcker befindet sich am 13. November des Jahres '48 auf der Reise nach Berlin, über das am vorigen Tage der Belagerungszustand verhängt worden ist. In Jüterbogk erklärt ein Leutnant, der mit sechzig Mann den Zug besetzt hat, den Passagieren, daß er die Order habe, den ganzen Zug nicht weiter als Trebbin, das vier Meilen von Berlin ist, zu lassen. Ein königlicher Beamter, „ein beleibter, bleichwangiger Gesell in einem feinen grauen Tuchmantel und einer Art Dienstmütze“ fragt, ob dies auch ihn betreffe. Die abschlägige Antwort, die ihm beschieden wird, erfüllt Gerstäcker mit großer Befriedigung. „Arm in Arm mit ihnen, konnten wir das Geschick in die Schranken fordern.“ Die Stellung dieses Beamten und einer großen Menge derselben zur Revolution gibt uns Gerstäcker in der Unterhaltung, die dieser mit den Soldaten — „die Wirkung starker Getränke war bei ihnen nicht zu verkennen“ — führt. „Morgen kommen wir auch nach Berlin!“ rufen einige der letzteren mit Begeisterung und als Anerkennung für diesen Geist hören sie: „Das ist recht, Kinder ... haltet nur nicht zu hoch!“[28] Gerstäcker charakterisiert diesen Menschen mit:

> „Pfui, über den Schuft; das sind die wahren Wühler, die heimlich, wie giftiges Geschmeiß, im Land herumkrochen und in der Stille hetzten und geiferten dem offenen Wort gegenüber, und dabei süß, unschuldig dreinschauten und fromm und liberal thaten.“

Die Beschreibung eines anderen Mitreisenden wird uns hier ebenfalls gegeben. Er ist ein Mann in den vierziger Jahren, dessen fahle Züge von ertragenem Leid sprechen. Die Scheu seines Wesens — einem Verbrecher gleich — die unverkennbare Selbstzufriedenheit, mit der er vor sich „hinschmunzelt“, rufen das Interesse und die Neugierde Gerstäckers für diese Person wach. Als er sich mit ihm in ein Gespräch einläßt, erfährt er, daß letzterer seit 1831 auf der Festung Torgau gefangengehalten worden und erst jetzt durch das Amnestiegesetz wieder frei geworden ist.

---

[26] Ibid.

[27] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 171—189.

[28] Dieser Ausspruch bedeutet, „nicht in die Luft schießen (sondern in die Menge).“

Gerstäcker findet Berlin ruhig. Zusammenrottungen in größeren Gruppen sind verboten. Das Schauspielhaus, das Museum, das Schloß, die Bauakademie, das Zeughaus wimmeln von Militär. Doppelte Schildwachen stehen davor. Das Volk, das sich am 18. März mit kecker Todesverachtung fast ganz unbewaffnet mit dem Militär auf den Barrikaden geschlagen hat, verhält sich zu dem Herrscherton des Kommandanten Wrangel ruhig. „Passiver Widerstand" war das Schlagwort der Bürger. Die Arbeiter wollen nicht die Kastanien für die Bürger aus dem Feuer holen. „Hol' sie der Teufel!" sagten am 16. die Maschinenbauer in Moabit, „wenn sie nicht selbst den Muth haben, für ihre Freiheiten einzutreten"[29]. Am 15. November faßt die Nationalversammlung, die im Hotel Milentz, Unter den Linden, tagt, den Beschluß, die Steuerzahlung zu verweigern. Die Wirkung dieses wichtigen Beschlusses ist keine so gewaltige, als man erwartet. „So?" erwiderte Einer, „hm! — nun — wir zahlen sie doch!"[30]

Im zweiten Teil dieser Geschichte schildert Gerstäcker eine Abendunterhaltung, die dem Alexander-Regiment, das im Schauspielhaus lagert, geboten wird. Es ist eine Verhöhnung der Nationalversammlung. Ein Gardist desselben Regiments, im schwarzen, schäbigen Frack, mit Halsbinde und „Vatermörder" angetan, in weißen Beinkleidern, sollte den Präsidenten vorstellen. Er eröffnet die Sitzung, begrüßt mit affektierter Stimme die „Nationalversammlung", spricht von den schwierigen Aufgaben, sechzehn Millionen zu vertreten und über deren Wohl zu beraten. Hierauf geht er mit einer gewissen Gewandtheit auf die sonderbare Lage seiner Kameraden ein, wie wenig man ihrer eigenen Bequemlichkeit gedacht habe. Der Kaffee sei ungenießbar, das Fleisch wäre nicht gar zu bekommen, was die Reinlichkeit dieses Hauses betreffe, wäre es schaudererregend, jeder Beschreibung spottend. Dann wendet er sich an die Versammlung, um darüber ihre Meinung zu hören, und zwar zuerst an die „äußerste Linke", die mit einem lauten „ja" antwortet. Die „äußerste Rechte", zu der er sich daraufhin wendet, antwortet unter dem Gelächter der Zuhörenden mit einem allgemeinen „nein". Mit einem ruhigen: „Ließ sich nicht anders erwarten," schließt er den ersten Teil des Programms. Dann wird eine Reihe von Bittschriften, wie sie der Nationalversammlung wirklich zugegangen sind, mit possenhaften und zweideutigen Bemerkungen vorgelesen. Ebenfalls wird das „Preußische Landrecht" zum Gelächter der Soldaten gemacht.

Was denkt nun Gerstäcker über eine solche Art der Belustigung, wo das Heiligste und Größte einer Nation mit Füßen getreten wird?

> „Mir kam das Ganze oft vor wie ein Traum — die Halle hier, in der die Vertreter des ganzen mächtigen Preußenvolkes das Wohl

[29] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 182.

[30] Ibid.

des Landes, das Wohl von Millionen beriethen, von Bajonetten geräumt, von Bajonetten besetzt, auf der Tribüne ein in Civiltracht possenhaft verkleideter Soldat; die Bittschriften, die das Volk seinen Vertretern eingesandt, gemißbraucht! — Das Andenken an das Edelste, was die Freiheit eines Volkes gewährleisten kann, seine Vertreter durch Abgeordnete im eigenen Parlament, verhöhnt und lächerlich gemacht! Ein eigenes recht häßliches Gefühl war es, das mich durchzuckte, und ich verließ den entweihten Raum."[31]

Er schließt diese kleine Skizze, wie er sie nennt, mit dem Ausdruck der heißen und brünstigen Sehnsucht nach dem anbrechenden Morgen — dem Morgen der Freiheit, und des Selbstbewußtseins seines Vaterlandes.

* * *

Man bedenke, wie viel Gerstäckers Schriften gelesen wurden und welch starken Einfluß er deshalb auf große Kreise ausübte. Bei der Stimmung, die Gerstäcker beherrscht, ist es darum natürlich, daß man diesem Schriftsteller, dessen Produktivität enorm ist, und der in seinen Schriften die wahre Wirklichkeit schildert, die „Bewegungsfreiheit" ein wenig einschränken will. Dies ist wahrscheinlich der wahre Grund, weshalb sich das herzogliche Haus Coburg-Gotha seiner annimmt, um auf diese Weise zu verhüten, daß seine Ideen nicht noch in radikalere Bahnen gleiten. Das Urteil O'Donnell's ist zutreffend, der in seinem Aufsatz „Gerstäcker in Amerika" darüber folgendes sagt:

„It [sein Aufenthalt in Amerika] implanted in him a number of popular American notions, among others, some as to the rights of individuals and of organized society — ideas which later spiced page after page of his exotic tales; among these can be found even the guarded suggestion of lynch-law, in cases where civic patience ceases to be a virtue; and it was propaganda of such nature that [made] men like Duke Ernst II of Coburg-Gotha, and others ... realize that Gerstäcker possessed ideas and power more safely exercised through co-operation w i t h them than independently; Gerstäcker concurred in their notions, became a member of the Coburger Verein, and enjoyed thus a safe vent for his political hotheadedness."[32]

Daß Gerstäcker dieser Annäherung anfangs kühl gegenüber steht, ist wohl erwiesen, wenn wir die Zeilen lesen, die Gustav Freytag an den Herzog richtet, um ihn auf das Kommende vorzubereiten.

„Er [Gerstäcker] besitzt keinen Frack, er hat nie in seinem Leben einen solchen besessen und wie es mir scheint, erlauben seine Grundsätze es nicht, einen solchen zu tragen. Es bleibt nichts übrig, als diesen Punkt der huldreichen Nachsicht Eurer Hoheit demütigst zu empfehlen."[33]

---

[31] A u s z w e i W e l t t h e i l e n, Serie II, Bd. VII, S. 187.

[32] P.M.L.A. vol. XLII, 1927, S. 1042, ff.

[33] Zitiert nach Erich Seyfarth, F r i e d r i c h G e r s t ä c k e r, Ein Beitrag zur Geschichte des exotischen Romans in Deutschland, Dissertation, 1930, Jos. Waibel'sche Buchdruckerei, Freiburg im Breisgau. S. 14.

Ein Mann, der solche allerhöchste Protektion gesucht hätte, hätte sich wohl gerne der Ausgabe und der Ungemütlichkeit des Tragens eines Frackes unterzogen. Daß Gerstäcker sich durch diese Verbindung recht wenig beeinflußt fühlt, daß er, wie Erich Seyfarth es ausdrückt, „Gast par distance" blieb, ist durchaus ersichtlich, daß er auch fernerhin die Gebrechen der Zeit, besonders des Adels in offener und ausgesprochener Weise zeichnet.

Wie dies nach dem Vorhergegangenen zu erwarten wäre, schwebte Gerstäcker in den vierziger Jahren die Wiedergeburt Deutschlands wohl in der Form einer Republik vor, wenigstens verrät sein Werk „Pfarre und Schule" diese Einstellung. Er scheint sich aber von dieser Idee mehr und mehr entfernt zu haben. Sein klarer Blick zeigte ihm bald, daß eine solche Aenderung der Regierungsform zur damaligen Zeit nicht möglich war. Diesen Wechsel der Ansicht begründet er mit der Stellung der niederen Volksklassen in Deutschland, die sich jahrhundertelang in einer abhängigen Lage befunden haben, und dadurch für demokratische Ideen unbrauchbar geworden sind. Im Kapitel „Kirche, Schule, Religion" wird die Stellung der unteren Klassen näher erörtert werden. Nachdem sich Gerstäcker längere Zeit in Süd-Amerika aufgehalten und dort die „republikanischen" Verhältnisse kennengelernt hat, fühlt er sogar eine gewisse Abneigung für diese Art der Regierungsform. An verschiedenen Stellen in seinen Werken finden wir Aeußerungen, die sein Verhältnis zu dieser Frage klar ausdrücken:

> „Republiken! Es ist ein eigenes Ding um die Republik und so wunderschön der Grundgedanke ist, so ächt menschlich und rechtlich: das Recht jedes Einzelnen eben anzuerkennen und zu würdigen, so wenig ausführbar sind sie stets in nackter Wirklichkeit. So lange die Menschen nicht auf einer wenigstens etwas gleichen Stufe von Bildung stehen, wird sich eine wahre Republik als das, was sie sein s o l l t e, nie durchführen lassen. Eine wahre Carricatur aber auf den Namen sind alle Republiken Südamerikas."[35]

Es ist bemerkenswert, daß dies Urteil ungefähr im Jahre 1862 gefällt ist. Danach scheint Gerstäcker noch an die Möglichkeit einer Republik zu glauben, wenn er auch das Gelingen einer solchen Staatsform von der Bildung des Volkes abhängig macht. Ungefähr acht Jahre später — 1870 — haben ihn die Zeitverhältnisse noch weiter von dieser Ansicht entfernt. Jetzt verlangt er nur noch von der betreffenden herrschenden Klasse oder regierenden Person, daß sie ihre Macht zum Wohl und Glück des Volkes gebrauche. Welche Regierungsform es ist, spielt dabei keine Rolle.

> „Freiheit — das Wort muß immer und ewig dazu dienen, die rohe Masse zu begeistern, sei es unter der Tyrannei eines Königs, sei es

[34] Zitiert nach Erich Seyfarth, F r i e d r i c h G e r s t ä c k e r ..., S. 14.
[35] A c h t z e h n M o n a t e i n S ü d a m e r i k a ..., S. 388—389.

in einer Republik. Der wirklich gebildete Mann sollte sich nicht von einem solchen Trugbild, von einer Phrase täuschen lassen, denn eine wirkliche Republik, eine Regierung des Volkes ist ja doch ein undenkbares Ding und findet sich auf der ganzen Welt nicht. Dem Klugen wird es immer überlassen bleiben, die Massen zu bewegen, und nur daß sie es zu deren eigenem Glück und Besten thun, ist das Höchste, was man von ihnen verlangen kann."[36]

Steht Gerstäcker also dem Monarchentum an sich nicht ausgesprochen feindlich gegenüber — seine Schriften aus den Revolutionstagen und seine Bemerkungen über die Republiken erlauben eine solche Annahme — so verlangt er wenigstens von den regierenden Häuptern, daß sie sich ihrer Pflichten als Oberhaupt des Volkes bewußt sind und ihre Macht nicht zum äußeren Schein, sondern zum Nutzen des Landes gebrauchen. Der Herrscher soll nicht auf einem Isolierstuhl sitzen, unerreichbar für den gemeinen Mann. Er soll von dessen Existenz nicht nur eine unklare Vorstellung haben, sondern von seinen Leiden und Bedrängnissen wohl unterrichtet sein. Wenn er nämlich die wahren Zustände unter dem Volke nicht sehen will oder kann, so soll er auch gar nicht überrascht sein, wenn er sich eines schönen Tages ohne Thron findet. „Z u s p ä t! wie oft schon ist das verhängnisvolle Wort einem Fürsten verderblich geworden — zu spät! — wie oft wird es ihnen noch zum Verderben werden."[37]

Was ein Fürst für sein Land getan hat, soll ihm die Achtung und Liebe des Volkes verdienen. Der Untertan soll von diesem Gesichtspunkt seinen Fürsten beurteilen. Er soll nicht in abgöttischer Stupidität nur darum seinen Fürsten verehren und bewundern, weil letzterer einen Purpurmantel trägt. Der äußere Schein bedeutet sehr wenig und kann gewöhnlich auch nur für den Augenblick blenden. Gerstäcker erzählt in dieser Verbindung ein englisches Wortspiel. Es ist bezeichnend, daß es gerade der Engländer ist, — den Gerstäcker neben dem Holländer als den ausgesprochensten Realisten betrachtet, — der sich am wenigsten vom äußeren Schein betrügen läßt.

„Wir sind in Europa etwas davon zurückgekommen — oder vielmehr etwas aufgeklärter geworden, doch besteht noch in vielen Kreisen eine Verehrung fort, die auch durch den äußeren Nimbus aufrecht erhalten wird — und wie oft auch nur durch den äußeren Nimbus. Die Engländer haben in ihrer Sprache ein darauf zielendes Buchstabenräthsel: Was ist Majestät (majesty), wenn Du sie ihres äußeren Glanzes beraubst? Antwort — Die beiden äußeren Buchstaben des Wortes majesty — m und y — werden weggestrichen und es bleibt: a jest — ein S c h e r z."[38]

---

[36] D i e B l a u e n u n d G e l b e n ..., S. 67.
[37] I n M e x i k o, Bd. IV, S. 298.
[38] D i e B l a u e n u n d G e l b e n, S. 71—72.

Der Fürst soll in dem Gefühl des Deutschtums seinem Volke vorangehen und sich mit seinem Hofe nicht sprachlich vom Volke abtrennen. Er soll nicht durch den Gebrauch einer Fremdsprache — französisch — am Hofe der eigenen Landessprache eine untergeordnete Stellung einräumen, sie dadurch den anderen Sprachen gegenüber als minderwertig erklären. Auch auf diese Weise trennt sich der Fürst von seinem Volke. Ueber die Sprache am Hofe macht Gerstäcker eine recht ironische Bemerkung „... An den Höfen wird meistens Französisch gesprochen und gewöhnlich zum gemeinen Mann gar nicht, und wenn das ja einmal geschieht, natürlich in der geringeren Sprache: d e u t s c h; das Volk hat nur erst einmal französisch geantwortet“[39].

An anderer Stelle läßt Gerstäcker einen vernünftigen Adligen seine Ansichten über Amerika erzählen, wobei dieser Deutsche sich einen deutschen Washington wünscht. Von Hopfgarten, wie der Adlige heißt, bewundert dieses herrliche Land, die Lebenskraft, die in dieser Nation steckt, die versprechende Zukunft, die vor ihm liegt. Ein einziges Banner leuchtet diesem Volke in Krieg und Frieden voran, ein Ziel schwebt dem Handeln dieser Nation vor, und es überrascht ihn darum gar nicht, daß ein solches Volk, mit solch einem Geist, mit solchen Resultaten manchmal „über die Stränge schlägt, oder ein klein wenig übermüthig wird wie ein junges, kräftiges Füllen“, denn es hat alle Ursache, sich über seine Existenz zu freuen. Sein „armes Deutschland“ dagegen gebärdet sich nicht so unanständig, ist viel ruhiger und gesetzter, es hat auch keinen Grund dafür, denn es besitzt keine Flagge, „sondern nur ein Flickwerk von bunten Lappen“, es hat kein gemeinsames Vaterland. Aber das wäre noch nicht das allerschlimmste trotz aller Unterdrückung und Knechtung der Religions- und Gewissensfreiheit und der öffentlichen Meinung, wenn ihm wenigstens die Hoffnung bliebe, daß ihm

> „ein Washington erstände, wenn es ihn am nötigsten gebraucht. Das aber ist ja eben das verzweifelte unserer Lage — w i r könnten ihn gar nicht gebrauchen, wir würden gar nicht wissen, was wir mit ihm anfangen sollten, denn wenn er nicht in allen dreißig Ländern z u g l e i c h geboren wäre, würde ihn ja doch keiner der Nachbarstaaten anerkennen.“

v. Hopfgarten schließt diese Betrachtung mit dem Seufzer:

> „Ich wollte, ich wäre ein Amerikaner und könnte so Deutschland beneiden, wie ich jetzt Amerika beneiden muß.“[40]

In ironischer Weise spricht Gerstäcker an einer Stelle von den „Vereinigten Staaten von Deutschland“[41]. Sagt Gerstäcker in den vorhergehenden Zeilen, daß Deutschland einen Washington nötig

---

[39] R e i s e n, Serie II, Bd. X, S. 414.
[40] N a c h A m e r i k a, Serie I, Bd. VI, S. 166—167.
[41] R e i s e n, S. 407.

habe, so heißt es an einer anderen Stelle: „Wenn wir nur einen Doctor fänden, der uns einmal so recht von Grund auf heilen könnte“[42]. Als er St. Helena auf seiner Rückkehr von der Weltreise passiert, gedenkt er des großen Korsen, der von dem Lande seines Ruhmes verbannt, hier tatenlos den Tod erwarten mußte. Von der Größe dieses Mannes tief überzeugt, bricht er in die Worte aus: „Oh gäbe uns Gott doch für Deutschland einmal einen s o l c h e n Mann“[43]. Er wünscht einen Napoleon, einen Mann der Tat, nicht Schriftsteller, die die Köpfe ihrer Leser mit glorreichen Ideen füllen, aber nicht die Kraft und Energie haben, diesen Ideen Wirklichkeit zu geben.

Gerstäcker hofft auf die kommenden Zeiten, die dem Volke die Besserung seiner Lage, seiner Verhältnisse zu den höheren Ständen bescheren werden, die Besserung, auf die das Volk zur damaligen Zeit umsonst wartete. In früheren Zeiten haben die Fürsten und Herren den Bürger und Bauern mit Füßen getreten, und er findet, daß in dieser Hinsicht sich die Zeiten schon bedeutend gebessert haben, denn

> „die rollende Zeit b e f r e i t die Völker — sie wickelt die Kette allmälig a b, die um ihre Achseln geschlagen war, nicht fester an, und das mag ein beruhigender Trost für die Völker, und Stoff, recht bedeutender und ernster Stoff zum Nachdenken für die ‚Fürsten und Herren‘ sein.“[44]

In diesem Punkte berührt sich Gerstäcker aufs engste mit Heine und Spielhagen. Der erstere weist jeder Zeit ihre Aufgabe zu und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit vorwärts.

> „Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalsystem in Europa gestiftet, war vielleicht notwendig oder notwendige Bedingung zu den Fortschritten der Zivilisation.“[45]

Spielhagen spricht von dem Fortschritt der Zeit in den folgenden Worten:

> „Mit dem todesmuthigen Instinct der Wanderratte ausgerüstet, marschiert die Fortschrittsarmee in langer, unabsehbarer Linie heran, Schulter an Schulter, der Hintermann in den Fußstapfen des Vordermanns, und wenn hier und da eine Lücke entsteht, so schließt sie sich auch in demselben Momente wieder.“[46]

Gegen Dichter, die sich nur mit politischen Fragen beschäftigen, scheint Gerstäcker jedoch eine starke Antipathie zu haben. Wahrscheinlich hält er sie für Menschen, die nicht genug auf dem Boden der Wirklichkeit stehen. Kann ein Dichter auch gelegent-

---

[42] R e i s e n, Serie II, Bd. X, S. 202

[43] I b i d., S. 612.

[44] Ibid., S. 396.

[45] H e i n e s W e r k e von Ernst Elster. Zweite Ausgabe, Bd. IV, S. 217.

[46] Fr. Spielhagen, P r o b l e m a t i s c h e N a t u r e n, Zweite Abtheilung, S. 325.

lich die Muse dazu gebrauchen, um in ironischer Weise Mißstände irgend einer politischen oder sozialen Natur zu beleuchten, so erklärt er sich gegen eine vollkommene Besitznahme der Literatur von Seiten der Politik. Am klarsten spricht er dies aus in den Worten:

> „Unsere ganze Poesie ist zum Teufel gegangen, und die wenigen Dichter, die noch bei uns wie von der Nacht überraschte glänzende Tagfalter herumflattern, warfen sich aus lauter Verzweiflung auf das Trostloseste und Unfruchtbarste, was es, so lange die Welt steht, für Poesie nur gegeben hat — auf die Politik."[47]

Gerstäcker ist also gegen eine politische Betätigung des Dichters und stimmt in seinem Urteil mit dem Goethes überein, der in seinen Gesprächen mit Eckermann sagt: „Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses thut, ist er als Dichter verloren", oder in derselben Verbindung: „Als Mensch und Bürger wird der Dichter sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seines poetischen Wirkens sei das Gute, Edle, Schöne"[48]. Der ältere Heine teilt ebenfalls diese Anschauung in seiner Vorrede zu „Atta Troll", nachdem seine romantischen Anschauungen einem gewissen Realismus Platz gemacht haben. „Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumpf"[49].

Wie Gerstäcker die Dichter als für Politik untauglich betrachtet, so findet er auch in den Reihen der jungdeutschen Republikaner viele, die, trotz bester Absichten, wenig oder gar nichts zur Erlangung der hohen und wünschenswerten Ziele beitragen. Sie sind Gefühlsmenschen, die, ohne sich über die Ziele der Bewegung klar zu sein, sich derselben in schwärmerischer Weise hingeben. Gerstäcker schildert sie als Fanatiker, die eine Sache sinnlos übertreiben und im Falle des Mißlingens nicht geduldig ausharren, sondern ins gegenseitige Extrem umschlagen. Heine spricht an einer Stelle von dem vagen, unfruchtbaren Pathos, von jenem nutzlosen Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ozean von Allgemeinheiten stürzt[50]. Auch Spielhagen hebt die größte Unklarheit über die endlichen Ziele und die naivste Unkenntnis in Betreff der gegenwärtigen Lage[51] hervor.

Einen typischen Vertreter letzterer Geistesrichtung zeichnet Gerstäcker in „Aus dem Briefsacke des Packetschiffes Seeschlange"[52], einer Sammlung fingierter Briefe aus der Feder typi-

---

[47] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 500.

[48] Eckermann, Gespräche mit Goethe, März 1832.

[49] Heines Werke, von Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. III, S. 20.

[50] Heines Werke, von Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. III, S. 20.

[51] Fr. Spielhagen, Problematische Naturen, 1891, Zweite Abtheilung, S. 537.

[52] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 323—325 und 341—345.

scher Vertreter deutscher Volkschichten und Stände. Diesem Schwärmer schwebt in seinen Träumen Amerika als das „verheißene Land der Freiheit" vor. Seinem Brief setzt er das bombastische Motto „Freiheit oder Tod" vor. Er beginnt mit den Worten:

> „Ich bin in Amerika — oh wenn Du begreifen, wenn Du ahnen könntest, mit welcher wonneathmenden Seeligkeit mich der Gedanke durchfluthet, wenn Dir aus dem innern jauchzenden Jubelmeer meines Herzens nur ein Ton, nur ein Accord jener himmelrauschenden Symphonien an die Seele donnern könnte, die mich dieser Erde fast entheben, die mich in sinnverwirrendem Freudenrausche nicht ein Mensch mehr, nein ein Engel, ein Gott sein lassen."

Da er etwas zu schildern sucht, was sich nicht schildern läßt, etwas was nur gefühlt werden kann, bricht er in die Worte Faust's aus:

> „Nenn' es dann, wie Du willst — nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott — ich habe keinen Namen dafür, Gefühl ist Alles — Nam' ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth."

Er bezeichnet sich als den glücklichen Auswanderer, dem Schlendrian und Despotismus des alten Vaterlandes endlich enthoben. Die alten Symbole der Krone und Tyrannei beleidigen hier nicht sein Auge, erinnern ihn nicht an die Zeit der Knechtschaft und Schmach. Keine „Königliche Konstitution" lügt hier von Freiheit. Hier findet er keine Gesetze und Verordnungen, die das Volk nur einschläfern und es auf diese Weise nur noch weiter und weiter von der wahren Freiheit entfernen.

> „Das Volk ist nicht reif', schreien in Deutschland die Fanatiker der Ruhe. — Zum Teufel mit den seelenlosen Drahtpuppen, die, von fürstlichen Händen gezogen, marionettenartig und nach ‚allerhöchstem Verlangen' bald den Arm und bald den Fuß heben, oder mit dem Kopfe nicken oder schütteln."

Hier findet er ein anderes Jungdeutschlandideal verherrlicht, die Trennung von Kirche und Schule und die daraus entspringende wahre Religionsfreiheit. Unter solchen Verhältnissen blüht und keimt ein junges Geschlecht heran, „eine Freude der Eltern, ein Stolz seines herrlichen Vaterlandes". Am Schlusse des Briefes ermahnt er seinen Freund „dem morschen Regierungswerk des ‚alten Landes', wie Europa hier mit Recht genannt wird," bald den Rücken zu kehren und unterschreibt den Brief „Karl von Horneck, früher — Gott sei gedankt, daß ich sagen kann früher — Assessor von Gottes Gnaden".

Doch dieser himmelhochjauchzende Hitzkopf hat Gelegenheit, sich in Amerika etwas gründlicher umzuschauen. Fünf Monate sind genug, seine Illusionen von allem umnebelnden Gefühl zu befreien. Sein Motto „Freiheit oder Tod" ist dem zweiten Brief nicht mehr vorgesetzt. Die Republik, das politische Ideal der Zeit,

hat für ihn viel von ihrem Reiz verloren. „Seid vorsichtig in der Gründung einer Republik und nehmt Euch Amerika zum Muster — d. h. wie Ihr Vieles nicht machen sollt."[53] Die republikanischen Gesetze findet er ausgezeichnet, die amerikanische Konstitution könnte seiner Meinung nach jedem Lande der Welt zum Vorbild dienen und sein Glück sichern, aber „sie sollte auch in jeder Beziehung nicht dem Wortlaut, sondern dem Sinn nach ausgeführt werden, wie es sich jene edlen Männer bei dem Entwurf derselben gedacht haben". Den Amerikaner bezeichnet er als kalt und teilnahmslos. „Der schändlichen Geldaristokratie" würde er oft den Adel des alten Landes vorziehen. Die Entschuldigung der veralteten Regierungsvertreter „Das Volk ist nicht reif" wies er im ersten Brief als eine Beleidigung zurück. Jetzt, im Verkehr mit seinen Landsleuten in einer Republik, sind ihm letztere wirklich widerlich geworden. Alle seine Ausführungen und Charakterisierungen der Deutschen verstärken die Richtigkeit des Spruches „Das Volk ist nicht reif". Sie sind demokratisch, aber sie wissen nicht warum. Unklar sind sie sich über die einfachsten politischen Fragen, gehen mit dem Strom, dienen den Parteien zum Spielball, sind eine Schmach und Schande der Nation. Wenn er sich vorstellen muß, daß mit diesen Exemplaren eine Republik aufgebaut werden müßte, dann graut ihm. Er betrachtet diese Leute als vortrefflich geeignet zum Zerstören, „zum Ansturm gegen einen hartnäckigen, feindlichen Widerstand", aber zum Aufbau untüchtig, ja gefährlich. Er vergleicht die deutschen Bewegungen dieser Zeit mit einem Präriebrand, der nicht allein das trockene Gras verzehrt, sondern auch in unzähmbarer Wut Umzäunungen, Wirtschaftsgebäude, Scheunen, ja ganze Waldstrecken in Asche legt. Ja, wo ist da das Vertrauen, der Glaube an sein Volk? Wo ist da die Willensstärke zur Verwirklichung seiner Ideale, die seine Jugendbrust mit großen Hoffnungen erfüllte? Die amerikanische Jugend, in deren Augen er das Feuer der Freiheit leuchten sah, bezeichnet er auf einmal als eine „Brut, wovon sich, weiß es Gott, kein Ausländer einen Begriff machen kann"[54]. Und woraus entspringen alle diese bitteren Gefühle gegen Amerika, gegen seine dortigen Landsleute? Dieser Mensch, der die Volksseele zu verstehen glaubte, fiel einem „freundlichen und uneigennützigen" Amerikaner in die Hände, der ihn in schmählicher Weise um sein Vermögen betrog. Darauf fiel er einem Advokaten in die Hände, der ihm den finanziellen Todesstoß versetzte, und damit sah er sich „arm wie eine Kirchenmaus" in dem fremden Lande. Der wahre Jung-Deutschlandgeist verlangt allerdings mehr Willensenergie, Mut und Wirklichkeitssinn als dieser „früher von Gottes Gnaden" Assessor Karl von Horneck aufzubringen vermag. Als Advokat aufzutreten besitzt er nicht Frechheit genug, und was

[53] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 341.
[54] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 345.

bleibt übrig, als mit seinen ungeübten Händen ein wenig praktische Handarbeit zu tun. Körperliche Arbeit ist für ihn etwas Entwürdigendes, aber er glaubt die Umstände werden ihn entschuldigen. Den Direktor einer deutschen Kolonie in Brasilien läßt Gerstäcker über diese Sorte Leute die Worte sprechen:

> „Gerade in meiner Kolonie bin ich mit einer Klasse von Menschen geplagt, die fast alle das Jahr 1848 von Deutschland herüber gescheucht hat und die jetzt auf Gottes Welt nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen."[55]

Neben solchen Träumern stellt Gerstäcker aber auch tatkräftige Auslandsdeutsche dar, Realisten, jugendliche Heißsporne, die nicht in weibischem Jammern ihre Lage bedauern, die nicht mit sich selbst und der ganzen Welt unzufrieden sind, sondern mit gutem Humor, unermüdlichem Eifer und nicht versagender Ausdauer das Schicksal zwingen, ihnen untertan zu sein. Eine solche Natur haben wir in dem Kellner Emil — alias Baron Lanzot —. Auch ihn hat das Jahr '48 nach Amerika gesandt, denn es gibt in seinen Augen nichts Entsetzlicheres als einen Bürgerkrieg. Fern von großem Gefühlsüberschwang hat er die amerikanischen Verhältnisse vorgezogen.

> „Ob sie mir auf die Länge der Zeit zusagen werden, ist eine andere Sache, mit der ich mir vor der Hand den Kopf noch nicht zerbreche. Ich bin einmal in Californien, und mit den Wölfen —."[56]

Er bricht hier ab, und der Leser behält den Eindruck, daß eine Person von seiner Fähigkeit, die die Umstände so klar sieht, aus irgendeiner Lebenslage erfolgreich hervorgehen wird. Unsere Achtung für ihn steigt noch, wenn wir später hören, daß er eine arme, spanische Geigenspielerin zur Frau nimmt und die Warnungen seiner Freunde, seine Eltern würden niemals ein solches Mädchen als Schwiegertochter begrüßen, mit der Antwort zum Schweigen bringt: „Sie werden sich damit abzufinden haben".

Georg, der dreiundzwanzigjährige Sohn des Pastors Donner, repräsentiert ebenfalls den neuen Geist, den Gerstäcker in Deutschland zu sehen wünscht. Dieser junge, lebenskräftige Mann mit den dunkelbraunen, über die offne sonngebräunte Stirn fallenden Locken, den schwarzen, klaren Augen, mit seinen freien, gutmütigen Zügen, die selbst eine breite, dunkle Narbe auf der rechten Wange, das Erinnerungszeichen eines Kommilitonen, nicht entstellen kann, hat Medizin studiert. Er hat die Bande, die in seinem Vaterlande einen kräftigen Geist in Fesseln legen, gekannt und hat gehofft, in Amerika einen Schauplatz für sein Sehnen und Wirken zu finden, angemessen seiner nach Taten dürstenden Brust. Um seinen Eltern und sich selbst den Abschiedsschmerz zu ersparen, verläßt er das Haus in der Nacht vor der Abreise. Als ihn dabei die Gefühle übermannen wollen, flüstert

[55] Die Colonie, Serie I, Bd. VIII, S. 30.
[56] Gold, Serie I, Bd. III, S. 46.

er zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen: „Es ist vorbei ... So denn an's Werk, und ob das Herz darüber brechen will, ‚durch' ist mein Wahlspruch jetzt, durch Nacht zum Licht — d u r c h!"[57] Hier haben wir einen ähnlichen Geist wie in Gerstäckers Gedicht „Abschied von Döben":

Leb' wohl, Du trautes Döben mein
Leb' wohl, leb' ewig wohl.
Nimm, da es muß geschieden sein
Der letzten Träne Zoll.
Stets wird das arme Herz wohl hin
Zu Dir, mein trautes Döben ziehn ..."[58]

Mit Ruhe und Entschlossenheit sieht er dem Kommenden entgegen, er ist sich der Mühen dieses Wechsels wohl bewußt. Wir sind darum nicht überrascht, wenn wir im Fortgang der Erzählung, über seinen Erfolg in Amerika hören.

Ein dritter würdiger Vertreter dieser Richtung ist Hans von Solberg, der Sohn eines altadligen Geschlechts. Er ist die Hauptperson des Romans I m E c k f e n s t e r. Zehn Jahre hat er sich in Amerika durchgeschlagen und durch eigene Kraft und eigenen Unternehmungsgeist, ohne den Reichtum seiner Eltern zu Hilfe zu nehmen, sich zu einem reichen, selbständigen Kaufmann emporgearbeitet. Mit offenen Augen hat er das Leben, das politische sowohl wie das soziale, in andern Ländern geschaut, und das Gute und Aneignungswerte wohl von dem Uebertünchten und Unzeitgemäßen zu unterscheiden gewußt. Er ist in die Heimat zurückgekehrt. Auf wie lange?

„Ich mußte Euch erst einmal wiedersehen, und kann ich mich dann mit dem alten Deutschland und seinen etwas wunderlichen Einrichtungen nicht befreunden, nun gut, dann kehre ich wieder nach dem Süden zurück und beginne mein abenteuerliches Leben auf's Neue."[59]

Dieses Zusammentreffen einer in den alten Zopfverhältnissen aufgewachsenen Generation mit dem uneingeengten, freiheitsliebenden Selbst eines neuen Deutschlands kann mit einer frischen Brise verglichen werden, die durch die offenen Fenster eines Zimmers weht, das jahrelang dicht verschlossen war. Hier findet Gerstäcker Gelegenheit, die Gegensätze zwischen dem alten und jungen Geschlecht, zwischen den politischen Zuständen in Deutschland und Amerika klar zu zeigen, wie er, der Weltreisende, es an sich selbst erfahren hat. Er wählt sich oft dafür junge, vernünftige Leute aus dem Adelsstand, die vom demokratischen Geist der Zeit erfüllt sind und dabei fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, um durch deren Gegensatz mit ihren übrigen Standesgenossen die Weltfremdheit, die sinnlosen politischen, sozialen und

[57] N a c h A m e r i k a, Serie I, Bd. V, S. 189.
[58] Meyne Richard, E u p h o r i o n, Bd. XVI, 1909, S. 825.
[59] Im E c k f e n s t e r, Serie II, Bd. XII, S. 22.

moralischen Anschauungen dieses Standes dem deutschen Volke vor Augen zu führen. Als Hans von Solberg seinen Eltern von körperlichen Arbeiten der niedrigsten Art erzählt, die er im Anfang drüben hat verrichten müssen, bezeichnet dies der Vater als eine Schmach. Er erhält darauf von seinem Sohn die folgende Definition:

> „Schmach! Lieber Vater wir haben da drüben einen andern Begriff von Schmach; wir halten das dafür, wenn Jemand durch Faulenzen und Schuldenmachen sein Leben durchzubringen sucht. Wer aber tüchtig und ohne Scheu zugreift und sich sein Brot durch seiner Hände Arbeit verdient, der gilt für einen Ehrenmann, und wenn es ein gewöhnlicher Holzhacker auf der Straße, ein Lastträger oder sonst etwas wäre."[60]

Entsetzt sind seine Eltern, daß er so lange in Republiken gelebt hat, unter einer republikanischen Regierung.

> „Das kommt mir gerade so vor, als ob ich sagen wollte: monarchische Anarchie, gesetzlicher Aufruhr, wohlwollender Mord oder etwas Derartiges — republikanische Regierung, wo Jeder thun und lassen kann, was er will — es ist rein lächerlich ... Es müssen doch ganz trostlose Zustände sein."[61]

ist die Vorstellung des alten Freiherrn. Doch diesem entgegnet Hans:

> „Ihr denkt Euch die Sache hier viel gefährlicher, als sie wirklich ist ... Sie behelfen sich ganz leidlich ohne Fürsten und werden besonders nie durch zu riesenhafte Pensionen, die hier einen Staat erdrücken und aushungern können, behelligt."[62]

In seiner Heimat vermißt er den Fortschritt, den er in den amerikanischen Ländern beobachtet hat.

> „Was für ein sonderbares Gefühl es mir ist, hier, nachdem ich so lang abwesend gewesen und mich in allen möglichen Ländern herumgeschlagen, nicht allein den alten Platz so unverändert zu finden, nein auch die nämlichen Menschen an den nämlichen Stellen anzutreffen ... Diese ganze lange Zeit haben alle diese Personen ruhig in ihrem alten Gleise fortgelebt, immer, den ganzen Tag lang, die nämlichen Menschen hin und wieder gehen sehen ..."[63].

Die Heimat, die er sich früher nur als Personifikation der geordnetsten Verhältnisse vorstellen konnte, sieht er jetzt mit den Augen eines Weltmannes. Wenn er diese Zustände mit denen in Amerika vergleicht, kommt es für ihn zu einer schmerzlichen Enttäuschung. Er muß bekennen:

> „Dort wurde alles natürlich, offen getrieben, während man es hier mit einem gesellschaftlichen Firniß überstrich, der ‚gute Ton' hieß und nach außen alles glänzend und spiegelglatt erscheinen ließ; im Innern aber war es faul und wurmstichig wie ein bankerottes

[60] Im Eckfenster, Serie II, Bd. XII, S. 13.
[61] Ibid., S. 23.
[62] Ibid., S. 23.
[63] Ibid., S. 123—124.

Detailgeschäft, das seinen ganzen Waarenvorrath noch vorn in dem einzigen Schaufenster liegen hat."[64]

Wir können darum wohl verstehen, wenn unser Held an einer anderen Stelle über den Adelsstand, den er von allen Ständen und Menschenklassen für den unzeitgemäßesten und unzweckmäßigsten hält, folgendermaßen urteilt. „Bah, so viel für Eure alten Geschlechter. Einige von ihnen sind so alt, daß es Noth thut, sie von Grund aus zu restauriren"[65]. Oder an einer anderen Stelle: „So lange ich mich jetzt wieder in der Heimath befinde, habe ich unter den ‚hohen Ständen' ... verwünscht wenig Gutes, aber eine Masse von recht traurigen Handlungen gefunden"[66].

Wie wir gesehen haben, erkennt Gerstäcker, daß dem deutschen Volke der ihm zustehende Platz unter den Völkern nicht werden kann, solange es sich nicht zu einem gemeinsamen Vorgehen zusammenschließt. An diesen Zuständen leidet nicht nur Deutschland daheim, sondern — vielleicht noch in stärkerem Grade — der Deutsche im Auslande. Er hat dies selbst in den verschiedenen Weltteilen gehört und gefühlt. Selbst bei den kleinen Republiken Süd-Amerikas hat Gerstäcker die Erfahrung gemacht, wie wenig Deutschland und das Eigentum seiner Bürger respektiert werden. Dies erhellt sich aus einer Aeußerung, die von einem hohen Regierungsmitglied der Republik Venezuela herrührt. Diese Bemerkung macht der Staatsbeamte, als im Laufe einer Sitzung die Ratsamkeit der Beschlagnahmung von Warenvorräten besprochen wird:

„Bah, Engländer und Franzosen wie Spanier haben wir sehr wenig hier, es sind lauter deutsche Kaufleute, und die sind froh genug, wenn sie den einfachen Preis erhalten. Kriegsschiffe haben sie ja nicht, wie wollen sie nachher reclamieren"[67].

Gerstäcker scheint die folgenden Gruppen für das Bestehen dieser bedauerlichen Zustände verantwortlich zu halten: die Auslandsdeutschen selbst, die deutsche Regierung und die Vertreter derselben in Amerika. Von den Auslandsdeutschen erwartet Gerstäcker, daß sie sich enger zusammenschließen, um auf diese Weise ihre Rechte und Ansprüche besser zur Geltung zu bringen. Das Gefühl der Losgerissenheit vom heimatlichen Boden sollte schon viel zu einer engen Verbrüderung beitragen. Doch selbst die Verpflanzung der Deutschen in einen fremden Boden, in eine fremde Umgebung befreit sie nicht von ihrer Geburtskrankheit, ihrer Uneinigkeit. In den meisten Fällen werden die deutschen Auswanderer, soweit die Vermögensverhältnisse in Frage kommen, von Erfolg begünstigt. Im politischen Leben des angenommenen Vaterlandes spielen sie gewöhnlich keine oder eine recht unbedeutende Rolle.

---

[64] Im Eckfenster, Serie II, Bd. XII, S. 507.
[65] Ibid., S. 77.
[66] Ibid., S. 578.
[67] Die Blauen und Gelben, S. 98.

Gerstäcker bezeichnet es als einen „bösartigen Fluch", der auf der deutschen Nation lastet, die Uneinigkeit nicht allein im Mutterlande zu hegen und zu pflegen, sondern sie auch mit Sorgfalt in die andern Weltteile hinüberzutragen. Jeden Verein, den sie gründen, belasten sie sofort mit so vielen Paragraphen und Statuten, daß die Zugehörigkeit sofort eine Parteisache wird. Die „freie Luft", daß jeder Deutsche Mitglied werden kann, wird solchem Zusammenschluß von vornherein genommen. Valdivia in Süd-Amerika ist der einzige Platz, an dem Gerstäcker einen kooperativen Geist unter den Deutschen wahrgenommen hat und den er des Längeren lobt. Zwei gute Beispiele für die politische Gleichgültigkeit der Deutschen im Auslande erzählt uns Gerstäcker. Beide passieren in Australien, könnten aber genau so gut irgend eine andere Gegend zum Schauplatz haben. Es ist in der Wahlzeit, und einem Deutschen werden die Wahlzettel mit den Namen der verschiedenen Kandidaten, mit Angabe der Wahlstunde und des Wahlortes zugestellt. Seine erste Frage ist: „M u ß ich da gehen?" Als ihm darauf die Antwort wird, daß dies nicht von der Polizei verlangt wird, aber in seinem eigenen Interesse liegt, sagt er etwas erleichtert: „Ah so, — na ich will sehen, ob ich kann". Selbstverständlich ging er am nächsten Tage nicht. Er blieb schön zu Hause, denn „er m u ß t e ja nicht"[68].

Die zweite Episode handelt von einem Deutschen, der während der Revolution des Jahres 1848 in einem kleinen Ort eine bedeutende Rolle gespielt hat, von einem Manne, der daheim seinen Landsleuten mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Infolge seiner Teilnahme an der Revolution hat er Deutschland verlassen müssen, um nicht verhaftet zu werden. Er hat also ein „Haar in der Sache" gefunden. Hier zur Beteiligung an der Wahl aufgefordert, lehnt er solches entschieden ab.

> „Wählen? — ja — einmal meine Finger in so einer Geschichte gehabt und nicht wieder — Namen unterschreiben? — no kann nicht aufgeführt werden — der Teufel weiß, was sie nachher damit machen, und dann haben wir wieder die alte Komödie."

Dabei bleibt es. Gerstäcker schließt diese Erwähnung wie so oft an anderen Stellen mit dem Ausruf „armes Deutschland"[69].

Nach Gerstäckers Meinung betrachten die andern Völker den Deutschen als besonders geeignet für Kolonisationszwecke. Zwei Beweise hat er für die Begründung dieser Behauptung. Seiner Meinung nach ist der Deutsche ein fleißiger und nüchterner Mensch, der, wenn es irgend möglich ist, „sich einbohrt, fest klebt und fett wird". Er ist geschickt und ausdauernd bei seiner Arbeit und dieser Hartnäckigkeit wegen überflügelt er bald jede Nation. Ein anderer Grund dafür ist der, daß sich die deutsche Regierung

---

[68] R e i s e n, Serie II, Bd. X, S. 248.
[69] Ibid., S. 248.

nicht um die Landeskinder kümmert, sobald sie einmal das Vaterland verlassen haben, weil die Regierung daheim das Weggehen für „eine indirekte Grobheit“[70] hält. Die deutsche Regierung sieht in den Auswanderern unzufriedene, böswillige Elemente, die die Segnungen ihrer Verwaltungspolitik nicht zu schätzen wissen, und sie fühlt sich darum solchen Treulosen gegenüber zu keiner Beschützung verbunden. Gerstäcker verteidigt die Auswanderer gegen solche Anschuldigungen, und verlangt von der Regierung den Schutz dieser Deutschen in der Fremde. Ueber diese Fragen spricht er des Näheren in seinem Buch „Achtzehn Monate in Südamerika ...“ Durch den Umgang mit den Auswanderern in den verschiedenen Teilen der Welt hat er Gelegenheit gehabt, die wahren Gründe für das Verlassen der Heimat kennen zu lernen. Zwei Drittel dieser Leute verlassen Deutschland nicht aus Vergnügen oder Wanderlust, sondern die Not zwingt sie, der Geburtsstätte Lebewohl zu sagen.

> „Sie hätten sollen die einfache Erzählung dieser armen Leute hören, die Niemanden anklagten und nur mit schwerem Herzen ihre Heimath verlassen hatten; aber sie k o n n t e n nicht mehr jene stets wachsenden Steuern und Taxen erschwingen, und mußten zuletzt ihren lieben Bergen den Rücken kehren. Am leichtesten wurde es ihnen noch, sich von ihren Regierungen zu trennen.“[71]

An einer anderen Stelle[72] läßt er einen Bauern erzählen, warum er nach Amerika gegangen sei. Er habe ein kleines ärmliches Gütchen daheim besessen. Trotz aller Quälerei und Plagerei habe er nicht auf einen grünen Zweig kommen können; der Wert seines Grundstückes fiel eher, als daß er stieg. Abgaben und Steuern stiegen mit jedem Jahre,

> „um eine Menge unnützes Gesindel zu füttern, die wir nicht brauchten, die u n s aber haben mußten zum Zahlen, und dann noch holzgrob dabei waren ... und wenn's mir und der Alten auch schwer wurde von daheim fortzugehen, jetzt gereut mich's doch nimmermehr, und ich möchte nicht wieder zurück.“

Die Auswanderung bedeutet für alle diese Leute die einzige Möglichkeit der Aufbesserung ihrer Lebensverhältnisse und für ihre Kinder die Aussicht auf eine hoffnungsreiche Zukunft. Landeskinder, denen die Regierungen so wenig Verständnis für ihre Lage entgegenbringen, verlieren schnell jede Anhänglichkeit an das Mutterland, und sie gehen dem Deutschtum verloren. Gerstäcker verlangt, daß die deutsche Regierung den zur Auswanderung Gezwungenen eine hilfreiche Hand reiche, ihnen durch Unterstützung und Beratung die Siedlung auf fremdem Boden erleichtere, sich für ihre Rechte und ihren Schutz durch deutsche Konsularvertretung einsetze. Aus diesem Grunde kämpft Gerstäcker

---

[70] A c h t z e h n M o n a t e i n S ü d a m e r i k a ..., S. 205—206.

[71] Ibid., S. 321.

[72] N a c h A m e r i k a, Serie I, Bd. VI, S. 172.

zuerst für ein starkes Deutschland daheim, dann aber, wenn dies erreicht ist, verlangt er, daß so ein Deutschland auch die Interessen seiner Bürger im Auslande energisch vertrete. Er setzt sich für eine Kolonialpolitik ein, die Deutschland zum Ansehen in den fremden Ländern verhelfen würde, zugleich aber auch den deutschen Volkskreisen zum Segen gereichen könnte, die infolge ihrer sozialen Lage zur Auswanderung gezwungen sind. Diese Beschäftigung mit kolonialen Problemen ist um so beachtenswerter, da sie in die Fünfzigerjahre fällt, in eine Zeit, in der man diesen Problemen wenig oder gar kein Verständnis entgegenbrachte. Nicht nur in seinen Schriften, auch durch Reden, die er in den verschiedenen Teilen Deutschlands gehalten hat, ist Gerstäcker in diesem Sinne tätig gewesen. So erwähnt er in seinen Briefen zwei Vorlesungstouren. Auf der einen besucht er Barmen, Köln und Essen, und auf der anderen den östlichen Teil Deutschlands: Königsberg, Insterburg, Tilsit, Danzig und Elbing. Von diesen Vorlesungen berichtet er, daß sie die Unterstützung der Oeffentlichkeit fänden. Ein solches Eintreten für die Interessen und das Wohl der Deutschen verdient die Anerkennung und den Dank seiner Nation. Daß man diese verständige Anteilnahme und Fürsorge des Deutschen für den Deutschen auch in Regierungskreisen ein wenig zu würdigen gewußt hat, zeigt die Tatsache, daß das damalige Frankfurter Reichsministerium ihm für seine Süd-Amerikareise 1849—52 einen Reisezuschuß von 500 Talern gewährte mit dem Auftrag, den Siedlungsverhältnissen der Deutschen in Südamerika besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bei einer Unterredung, die ihm der Präsident der Argentinischen Republik gewährt, erwirkt Gerstäcker einige Vergünstigungen für die deutschen Einwanderer.

Die Vertretung der deutschen Interessen in fremden Ländern findet Gerstäcker in einem furchtbaren Zustand, und zwar sieht er den Grund dafür wiederum in der Uneinigkeit unter den deutschen Staaten, die ein geschlossenes Vorgehen unmöglich macht. Selbst wo Konsuln stationiert sind, spielen sie in vielen Fällen die Rolle von „Schattenmännern". Sie protestieren wohl, aber diese Proteste werden von der fremden Regierung zu den Akten gelegt und verstauben da, denn der deutsche Staat hat nicht die Macht, sich Ansehen zu verschaffen. Die Deutschen des Auslandes hängen darum zu sehr von der Gnade der betreffenden Regierungen solcher Länder ab, in denen sie sich niedergelassen haben. Der deutsche Kaufmann, dem in Süd-Amerika ein schönes Absatzgebiet blühen würde, zögert mit seinem Unternehmen wegen der Unsicherheit, der er sich aussetzt, und bevor er eine gewisse Gewähr von der Regierung erlangt hat, kommen ihm die anderen Nationen zuvor.

Die Vertreter der deutschen Staaten sind oft Kaufleute oder Männer — meistens Adlige — denen in Ermanglung besonderer

Fähigkeiten auf diese Weise eine angenehme Brotstellung geboten wird. Konsul-Kaufleute sind in den meisten Fällen mit ihren eigenen Interessen zu sehr von der Gnade der betreffenden Regierung abhängig, um es wagen zu dürfen, zu entschieden aufzutreten, um dadurch nicht persönlichen Schaden zu erleiden. Von der andern vorerwähnten Art von diplomatischen Vertretern erwartet Gerstäcker überhaupt nicht viel. Einen Diplomaten der letzteren Art beschreibt er uns in der Person des österreichischen Gesandten in Mexiko, zur Zeit des so kurz regierenden Kaisers Maximilian.

> „Er war ein diplomatischer Schattenmann voller Furcht und Bedenken, eine adlige Puppe, wie sie leider nur zu oft in fremde Welttheile geschickt werden, um das deutsche Volk dort würdig zu vertreten. Diese Leute sind völlig nutzlos in der Heimath, und man ist da thöricht genug, sie nach außen als Repräsentanten zu schicken, wo sie auch eine Weile eine Rolle spielen, bis wirklich einmal etwas Ernstliches von ihnen verlangt wird. Dann tritt ihre Nutzlosigkeit zu Tage, und sie ziehen sich später mit ein paar unverdienten Orden mehr und einer großen Pension in's Privatleben zurück."[73]

Eine gute Zusammenfassung dessen, was Gerstäcker über die Vertretung der deutschen Landeskinder und deren Interessen im Zusammenhang zu sagen hat, finden wir in seinem Buch „Achtzehn Monate in Südamerika"[74]. Er beginnt:

> „Wann aber werden wir endlich einmal anfangen, wenigstens den Fremden gegenüber zu thun, als o b wir eine Nation wären? Wann wird endlich einmal diese kleinliche Eifersucht in Deutschland aufhören, um dem g a n z e n eine Vertretung nach außen zu gönnen."

Dann erzählt er, wie General Franco in Ecuador mit dem Eigentum der Einheimischen und Fremden umging, — nur Engländer und Franzosen verschonte er, weil er diesen Mächten gegenüber nicht wagte, sich Unverschämtheiten herauszunehmen. Er fährt darauf fort:

> „In Deutschland will jeder erbärmliche kleine Binnenstaat eine G r o ß m a c h t sein, und die Herren vergessen ganz, oder w o l l e n es nicht sehen, daß gerade wegen dieses verzweifelten Dünkels nicht einmal das ganze Deutschland eine Großmacht sein kann ... Wir haben einen deutschen Bund, aber wozu, im Namen alles gesunden Menschenverstandes, ist er da, wenn er nicht einmal seine Vertreter nach außen senden kann und dies jedem kleinen Staate selber überlassen muß? ... C o n s u l n der verschiedenen Länder richten aber gar nichts aus, denn sie haben keine M a c h t, werden von den fremden Behörden selber nicht im Geringsten respectirt, und sind eigentlich weiter nichts, als eine Auszeichnung für den Betreffenden, ein leerer Titel, den diese als Handgriff zu ihrem Namen benutzen. Der Deutsche hat nun einmal die traurige

[73] I n M e x i k o, Bd. IV, S. 248.
[74] A c h t z e h n M o n a t e i n S ü d a m e r i k a, S. 159.

> Schwachheit, daß er sich nichts unlieber nennen hört, als bei seinem eigenen Namen, und Alles daran setzt, einen bunten Einband dafür zu bekommen."

Der gute Patriot, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, wird dies mit bitteren Gefühlen beobachten; der gleichgültige Deutsche schämt sich seiner Nationalität und wird sein Möglichstes versuchen, nicht als solcher erkannt zu werden, etwas, was Gerstäckers Meinung nach nie bei einem Engländer oder Franzosen vorkommt. Der Fremde dagegen spottet darüber und findet die ganze Lage lächerlich. Für Gerstäcker ist das schmerzlich, denn er muß gestehen,

> „und wollt' ich sie Alle zusammenschmeißen,
> ich könnte sie doch nicht Lügner heißen."

Diese Auseinandersetzung schließt er folgendermaßen:

> „Für deutsche Schiffe die deutsche Flagge — für deutsche Interessen eine einige deutsche Vertretung Deutschlands — Beides ist eine Notwendigkeit, und gebe Gott, daß deutsche Regierungen sie endlich einsehen und danach handeln wollen — aber sie thun's doch nicht."

Mit großer Genugtuung und mit Stolz schildert Gerstäcker die Gegenden, die von Deutschen kolonisiert sind. Sie unterscheiden sich meistens vorteilhaft von den Siedlungen der anderen Nationen. An einer Stelle heißt es, daß die chilenische Regierung keinen Fehlgriff tat, als sie sich gerade Deutsche dazu aussuchte, um den fruchtbaren und bisher fast unbenutzten Süden ihres schönen Reiches zu kolonisieren, denn

> „keine Nation als die deutsche gewinnt eine solche Anhänglichkeit für den Boden, den sie bebaut, keine ist so fleißig und unermüdlich in ihren Arbeiten und keine besonders liefert so gute, ruhige mit Allem zufriedene Unterthanen."[75]

Die letzte, ironische Bemerkung glaubt Gerstäcker nicht genug betonen zu können.

Die Ausführungen der letzten Seiten zeigen deutlich einen Fortschritt in den politischen Anschauungen Gerstäckers, und damit eine große Verschiedenheit von den kosmopolitischen Ideen des Jungdeutschland. Er vertritt hier realpolitische Ziele. Beobachtungen haben ihn davon überzeugt, daß Kolonialbesitz dem deutschen Volke große Vorteile bringen würde, besonders den ärmeren Volksschichten, die infolge der ökonomischen Lage zur Auswanderung gezwungen sind. Diese Forderungen sind um so beachtungswerter, da sie in eine Zeit fallen, wo man in Deutschland dafür wenig Interesse und Verständnis hatte. Der Wechsel in seinen politischen Ansichten ist in den sechziger Jahren erfolgt, wie aus den Erscheinungsjahren der Werke, in denen er diesen Ideen Ausdruck verleiht, ersichtlich wird[76].

---

[75] Unter den Pehuenchen, Serie II, Bd. III, S. 118.

[76] Achtzehn Monate in Südamerika ... 1862; Die Blauen und die Gelben, 1870; In Mexiko, 1871.

Haben wir hier allgemeine politische Forderungen Gerstäckers, so werden einige Briefstellen zeigen, daß er auch eine gewisse Einsicht in die spezifische politische Lage hat. Letzteres bezieht sich auf den deutschen Krieg 1866 und den deutsch-französischen Krieg 1870—71. Die Bemerkung Erich Seyfarths in seiner Besprechung der „Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege", daß ihm der Krieg, „dessen Bedeutung als ‚große Zeit' wie alles Politisch-Historische fremd blieb"[77], kann nur mit Einschränkungen gelten. In Jahren vorgerückt, beobachtet Gerstäcker mit konservativ-preußischen Augen die welthistorischen Ereignisse der damaligen Zeit. An einen Bruderkrieg mit Oesterreich kann er nicht glauben. Am 2. Juni 1866 — zwölf Tage vor Kriegsausbruch — schreibt er an Costenoble:

> „Es thut mir in der That recht leid, daß Sie unter der schweren Zeit leiden, aber ich fürchte auch, daß Sie die Sache zu schwarz sehen, denn eine bessere muß bald folgen. Einen deutschen Krieg k a n n es nicht geben; ich war vom ersten Augenblick an der Ansicht, und jetzt, da Preußen eine viel friedlichere Gesinnung zeigt, ist es vollständig unmöglich, da Oesterreich nicht wahnsinnig genug sein kann, mit der ganzen Welt zugleich anzubinden."

Als aber wider sein Erwarten der Krieg ausbricht, trägt er als guter Patriot die Unannehmlichkeiten, die mit Einquartierungen in seinen Wohnungen in Dresden und Gotha verbunden sind.

> „Zwei theuere Quartiere und in j e d e m Einquartierung, das kann Einen freuen. Aber ich will nicht klagen, denn hoffentlich war Alles zum Besten und es bricht für Deutschland eine neue Aera an. Ich habe in der That nicht an einen Krieg geglaubt, der auch furchtbar geworden wäre, wenn Preußen nicht mit soviel Glück und solcher Energie und Tapferkeit vorgegangen wäre. Jetzt kann alles gut werden." (1. August 1866.)

Am 29. Oktober 1866 schreibt er von Dresden:

> „Von hier kann ich Ihnen gar Nichts mittheilen als daß gestern das Rathhaus, bei der Rückkehr der sächsischen Truppen (die ganze Stadt hatte geflaggt) auf sehr eigenthümliche Weise decorirt war, nämlich mit der sächsischen, der österreichischen Fahne und — schwarz roth gold. Schwarzgelb ist zufällig die Dresdner Stadtfarbe, aber die drei, Preußen feindlichen Farben standen da vergnügt nebeneinander und die Preußen haben sehr tactvoll gehandelt, es ganz zu ignoriren."

Im Brief vom 12. Januar 1869 finden wir die erste Bemerkung mit Bezug auf den deutsch-französischen Krieg. Wie er vorher an die Unmöglichkeit des deutschen Krieges glaubt, steht er auch hier wieder zweifelnd der Zeitfrage gegenüber:

> „Was Sie über die Rüstungen sagen, mein guter Herr Costenoble, würde die Herausgabe der gesammelten Werke in das Unendliche hinausschieben — glauben Sie wirklich an einen Krieg, dann rathe ich Ihnen nicht die Herausgabe zu veranstalten."

---

[77] Erich Seyfarth, F r i e d r i c h G e r s t ä c k e r, S. 65.

Mit Begeisterung ist der Brief vom 29. August 1870 geschrieben.

> „Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und Wünsche, die allerdings jetzt in eine bewegte Zeit fallen — aber es ist auch eine glorreiche Zeit, und wir haben nicht allein das Bewußtsein, sondern sogar die Gewißheit, daß wir nach diesem furchtbaren Krieg, einem dauernden Frieden entgegengehen. Nur das kann uns auch für das viele theure Blut in etwas trösten. Die Schlachten werden diesmal nicht umsonst gekämpft werden."

In diesem Briefe zeigt es sich deutlich, daß der in Jahren fortgeschrittene Gerstäcker vom kommenden Glanze Deutschlands unter der Führerschaft Preußens träumt, und die Bewegungen, die dafür nötig sind, mit ganzer Kraft unterstützt. In diese Zeit fällt auch ein Brief an Costenoble (7. November 1870), in dem er letzteren vor Geschäftsverbindungen mit der Tages-Presse, Berlin, die den Zeitereignissen nicht so preußenfreundlich gegenübersteht, warnt. „Seien Sie jedenfalls sehr vorsichtig, denn ich selber möchte dem Blatt keine lange Existenz prophezeien. Außerdem ist es jetzt perfid antipreußisch."

Das Nationalgefühl Gerstäckers verrät sich in allen seinen Werken, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet. Dennoch überschattet diese Einstellung nicht sein Urteil über den Wert der anderen Nationen. Er sieht die guten Seiten des Nationallebens anderer Völker, lobt sie und empfiehlt sie seinen eigenen Landsleuten zur Nachahmung. An keiner Stelle ist seine Beurteilung einer andern Nation voreingenommen, oder der Ausdruck von Haß und Neid, er „kann es nur nicht leiden, wenn man sie auf Kosten unseres eigenen Vaterlandes herausstreicht und gegen alle Nachtheile blind ist"[78]. Krieg ist seinem weichen Gemüt ein Greuel und er findet seine Berechtigung nur, wenn letzterer zur Verteidigung der Heimat nötig ist, und keinem „künstlich politischen oder gemeinen Interesse"[79] dient. Aus dieser Ueberzeugung heraus glaubt er den Krieg von 1870—71 gerechtfertigt. Daraus ergibt sich auch seine Einstellung zu den Franzosen während dieser Zeit. Er sieht in Frankreich die Nation, die den Frieden Europas gefährdet, weil sie eine übertriebene Vorstellung von ihrer Größe und Bedeutung hat.

> „Was helfen alle Erklärungen oder statistischen Berichte, welche von den Franzosen ja doch nicht geglaubt werden, denn ihr Lügengewebe setzt die Republik genau so fort, wie es das Kaiserreich mit so fabelhafter Geschicklichkeit begonnen. Wohl hat die Presse wie das deutsche Volk Recht, wenn sie mit Entschiedenheit einen gesicherten Frieden verlangen, das aber ist nun nicht möglich, bis Frankreich gedemüthigt und gebrochen wird, so daß es von dem Wahne zurückkommt, die Geschichte Europas in der Hand zu halten."[80]

---

[78] Nach Amerika, Serie I, Bd. V, S. 38.

[79] General Franco, Serie II, Bd. V, S. 197.

[80] Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem Deutsch-französischen Kriege, S. 100.

Im übrigen denkt aber Gerstäcker menschlich edel auch von seinem Feinde. Er nimmt zum Beispiel die Franzosen vor der Beschuldigung in Schutz, daß sie die Sanitätsflagge nicht respektierten und daß sie auf Ambulanzen und Verbandsplätze gefeuert haben. Er hält es für sehr unwahrscheinlich, und sollte es geschehen sein, so geschah dies nicht mit Vorsatz[81]. Selbst einen siegreichen Krieg will er so schnell als möglich beendet sehen. „C'est la guerre!' und Gott gebe, daß er bald zu Ende geht"[82].

Im Laufe dieses Kapitels haben wir gesehen, wie nahe Gerstäcker den Ideen der Jungdeutschland-Bewegung steht. Seine politischen Ansichten decken sich oft mit den ihren. Es sei aber hervorgehoben, daß Gerstäckers Wirklichkeitssinn nicht auf derselben Grundlage verbleibt, sondern mit der Zeit fortschreitet. Ein Punkt, in dem er sich am stärksten von dieser literarischen Richtung unterscheidet, ist seine praktische Kolonialpolitik. Die Betonung dieser Frage, zu einer Zeit, als das allgemeine Interesse dafür noch nicht existierte, zeigt einen Weitblick, der verdient hervorgehoben zu werden.

---

[81] Ibid., S. 145.
[82] Ibid., S. 68.

ZWEITES KAPITEL:

Gerstäckers Stellung zu Religion und Schule

Wir haben soweit Gerstäckers Einstellung zu der politischen Lage Deutschlands erörtert und dabei gesehen, daß es sein Bestreben ist, den Deutschen das Verhängnisvolle ihrer Zersplitterung in so viele Staatengebilde vor Augen zu führen. Er setzt sich für einen nationalen Einheitsstaat auf demokratischer Basis ein. Er vermißt aber das demokratische Verständnis bei dem deutschen Staatsbürger, das Interesse des Einzelnen am politischen Leben seiner Nation. Wenn wir nun nach den Gründen fragen, die für diese Gleichgültigkeit verantwortlich zu machen sind, so verweist uns Gerstäcker auf die bedauernswerte Stellung der deutschen Schule, auf die Hungerlage der Lehrer, auf deren Abhängigkeit von der Geistlichkeit und der Kirche. Die deutsche Volksschule, in welcher der einfache Mann seine Ausbildung erhält, ist der Aufgabe, der Erziehung der Jugend nämlich, zu zukünftigen, selbstbewußten Staatsbürgern, nicht gewachsen. Der Lehrer ist nicht der freie Mann, der freie Bürger erziehen kann; er wird an dem Gängelband der Kirche und des Adels geführt. Als höchste Tugend verlangt man von ihm, daß er sich mit einer gewissen edlen Borniertheit zu allem schweigend verhält. Darin unterscheidet sich Gerstäcker von den meisten Jungdeutschen, die für die deutsche Volksschule wenig Verständnis haben. Gutzkow allerdings vertritt ähnliche Anschauungen in den „Regulativen".

Gerstäcker beschäftigt sich mit der Frage des Verhältnisses von Kirche und Schule in seinem Werk „Pfarre und Schule". Dieses Buch ist während des Revolutionsjahres 1848 geschrieben worden und es verrät auch in jeder Hinsicht den Geist der Zeit. Es ist keine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Problemen, sondern verfolgt den rein praktischen Zweck, einerseits auf den Lehrerstand einzuwirken, um ihn zur Mitarbeit an den Zeitfragen anzuregen, andererseits, um die Lage der deutschen Schule und ihrer Lehrer jedem verständigen Deutschen klarzulegen. Der Wichtigkeit dieses Buches wegen, soll es hier eingehendere Behandlung finden. Gerstäcker ist von der Unhaltbarkeit der damaligen deutschen Zustände überzeugt, und sieht, daß eine Neuordnung der inneren Verhältnisse eine unumgängliche Notwendigkeit ist. Daß er diese Fragen zum Gegenstand eines vierbändigen Romans macht, zeigt, welche Wichtigkeit er dem Verhältnis von Kirche und Schule zumißt. Er glaubt, daß die kirchliche

Oberaufsicht der Schule zum Nachteil gereicht. Wie stark er sich für seine Ueberzeugung einsetzt, beweisen die drastischen Schilderungen und Darstellungen der Vorgänge, der Personen und Klassen. In diesem Buche dürfte sich auch Gerstäcker aus Begeisterung für seine Ansicht etwas von der Wahrheit entfernt haben und die eine Seite — den Lehrerstand — auf Kosten der anderen Parteien — der Geistlichkeit und des Adels — herausgestrichen haben.

Wie so oft in seinen Einleitungen macht Gerstäcker darauf aufmerksam, daß wir hier keine idealisierten Beschreibungen erhalten werden, sondern eine wahre Schilderung der Zustände. Daneben bemerkt er, daß diese „Blätter" Deutschland zum Schauplatz haben und in der Jetztzeit spielen, und entschuldigt mit dem letzteren Umstand die Unmöglichkeit, dem Leser ein Ganzes bieten zu können. Seine Einleitung endet: „Ich habe geschrieben wie mir's aus dem Herzen kam — möge er [der Leser] es in dem Sinne nehmen und verstehen"[1]. Der Roman ist zu einer Zeit geschrieben, als der Freiheitsschrei „durch Nacht zum Sieg"[2] durch die deutschen Gaue schallte. Die Schilderung der revolutionären Vorgänge in Deutschland gibt uns den Eindruck, daß ein ungestümer Freiheitsdrang die Nation beherrscht, ein Gefühl, das sich jedoch infolge Mangels einer zentralen Organisation einerseits zersplittert und andererseits durch die Unreife der niederen Massen einem solchen überwältigenden Problem gegenüber, zu einer Komödie ausartet. Gerstäcker schildert uns das ideale Bestreben einiger Männer, die das Volk aus den Fesseln des Zwanges und der Willkür erlösen wollen. Schmerzlich empfindet er es aber, daß alle diese idealen Bestrebungen an der rohen Masse des Bauern- und Arbeiterstandes zerschellen müssen, da letztere von der wahren Freiheit keine Vorstellung haben, dieselbe darum gar nicht richtig anwenden können und im falschen Gebrauch derselben den Keim zum Verfall vorbereiten. „Wenn ein Bürger nicht mit dem wahren Freiheitsdrange beseelt ist, artet der Ruf ‚Die Republik soll leben' nur zur Entschuldigung für gemeine Thaten aus"[3]. Die Unmündigkeit des Volkes, die Freiheit zu gebrauchen, hebt auch Reuter in „Ut mine Stromtid' hervor. Bräsig in seiner trocken humoristischen Weise sagt:

> „Wir machen unsere Beschlüsse, so gut Jeder das lihrt hett, und wird da nicht d'raus, denn wird da nichts d'raus, und werden kann meindag'nich was d'raus, denn süh mal, Korl, die Geschichte kommt auf einen Punkt 'raus: Alle woll'n sie was haben, unk Keiner will was missen."[4]

---

[1] Pfarre und Schule, Vorwort, Bd. I, S. IV.

[2] Ibid., Bd. I, S. 4.

[3] Pfarre und Schule, Vorwort, Bd. II, S. 125.

[4] Fritz Reuters sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden, von Dr. Carl Friedrich Müller. Leipzig, Max Hesses Verlag, Bd. XII—XIV, Kapitel 35, S. 75—76.

Gerstäcker erkennt mit Betrübnis, daß die republikanische Regierungsform dem deutschen Bürger Verantwortungen aufbürden würde, denen er nicht gewachsen ist und nicht gewachsen sein kann. Niemand hat ihn auf die Rechte und Pflichten eines Staatsbürgers aufmerksam gemacht. Die Schule hat ihre wirkliche Aufgabe nicht erfüllt.

Die Schule muß als freies, unabhängiges System neben der Kirche bestehen, wenn sich diese Zustände zum Wohle Deutschlands und seiner Einwohner ändern sollen. Gerstäcker setzt sich hier für eine Sache ein, die erst nach der Revolution des Jahres 1918 der deutschen Schule in vollem Maße zu Teil wurde.

Der alte Lehrer Kleinholz in „Pfarre und Schule" repräsentiert im weiteren Sinne die große Schar der Deutschen, die im alten Zwang aufgewachsen und von einer fast knechtischen Ehrfurcht gegen Vorgesetzte befangen ist, die sich freut, wenn einmal ein wohlgefälliges Lächeln, ein Wort des Beifalls ertragene Mühen lohnt und die nicht einmal das Demütigende und Unwürdige einer solchen Behandlung fühlt. Es ist leicht, Leute dieser Art von jeder freien Meinungsäußerung fernzuhalten, sie zu geduldigen Kreaturen zu machen. Der junge Lehrer Hennig revoltiert in ernster Weise gegen diese Zustände. Er ist das Sprachrohr Gerstäckerischer Ansichten. Seine Stellung gegenüber Schule und Vaterland erfahren wir in den Antworten auf die folgenden Fragen:

> „Kann Deutschland frei werden, ohne eine freie Volksschule? Kann das deutsche Volk stark und einig werden ohne eine freie Volksbildung? Können sich die freien Institutionen, welche unsere freisinnigen Fürsten gaben, dauernd erhalten, ohne eine gediegenere Volksbildung? Das sind Fragen, die insonderheit den deutschen Lehrerstand erfüllen sollen. — Die Volksbildung kann und darf nicht mehr einseitig und klerikal betrieben, die Lehrer können und dürfen nicht mehr wie Kinder bevormundet und gemaßregelt werden. Die Schule soll und darf nicht mehr als Magd betrachtet und behandelt werden, soll anders der große, himmelanstrebende Bau der deutschen Volksfreiheit nicht wie ein Haus auf Sand gebaut, zusammenstürzen."[5]

Die stärksten Worte gebraucht Hennig, als es bei einer Schulvisitation des Superintendenten zu einer heftigen Szene kommt, in deren Verlauf der Superintendent ihn darauf aufmerksam macht, daß die Emanzipation des Lehrerstandes noch nicht stattgefunden habe. In heftiger Erregung erwidert darauf der junge Mann:

> „Wollte Gott wir hätten sie, daß der Geist des Lehrers frei und stark die von ihm erfaßte Bahn festhalten und verfolgen könnte, und segensreich auf das Schicksal seiner ihm anvertrauten Zöglinge, auf das Schicksal künftiger Geschlechter einwirken d ü r f t e — kein Heil ist für Deutschland zu erwarten, so lange der Lehrer unter die

[5] Pfarre und Schule, Bd. I, S. 204.

Oberaufsicht von Leuten erniedrigt wird, die vom Schulwesen nichts verstehn, und sich doch ein Urteil über ihn anmaßen."[6]

Wir sehen hier, wie, nach Gerstäcker, ein neues Leben in Deutschland entstehen sollte. Nur durch eine gründliche Erziehung lassen sich die himmelweiten Unterschiede zwischen den einzelnen Ständen überbrücken, nur auf diese Weise lassen die Massen des Volkes sich zu einem demokratischen Ganzen zusammenschmieden. Der Unterschied zwischen dem gebildeten Einzelnen und der ungebildeten rohen Masse ist zu groß. Selbstgefühl soll in den Deutschen erweckt werden. Gerstäckers Ansicht von dem Wechsel, der sich in der Volksseele vollziehen muß, ruht auf einer sehr soliden Basis. An keiner Stelle hören wir von Deutschtümelei reden, nirgends gebraucht er leere Worte über deutsche Kraft, Tugend und Sitte.

Einen anderen Grund für den tragischen Ausgang der Revolution sieht Gerstäcker in der unterwühlenden Tätigkeit von ehrgeizigen, hitzköpfigen Demagogen, die die Masse erregen und aufwiegeln, nicht weil ihnen das Wohl derselben am Herzen liegt, sondern nur um ihre persönlichen Ziele erreichen zu können. Sie ebenfalls reißen nieder, was die wahren Republikaner aufbauen. Sie machen dem Volke ungeheure Versprechungen, verheißen ihm ein unmögliches Utopien, wo jedermann frei von Steuern und Gesetzen, seinen eigenen Neigungen und Gelüsten folgen kann. Einen solchen Demagogen haben wir in „Pfarre und Schule" in der Person des Dr. Levi. Er will eine deutsche Republik nach französischem Muster, mit Hilfe einer französischen Armee von 90 000 Mann errichten. Solch einem Internationalismus steht Gerstäckers republikanische Natur feindlich gegenüber.

„Mein lieber Herr Doctor, aus fremdem Lande blüht uns keine Hülfe, und von dorther dürfen wir nicht auf Beistand hoffen oder rechnen. In uns selbst muß die Kraft, muß die Hülfe liegen, und wenn wir nicht im Stande sind, sie aus uns selbst heraus zu schaffen, dann sieht es auch mit unserer Freiheit traurig aus. Gott wolle uns vor einem Zustand bewahren, den uns fremde Schaaren und wenn sie sich selbst Arbeiter nennten, brächten; nur im Stande wären sie einzureißen, und nicht Raum noch Athem bliebe zum Wiederaufbau."[7]

Auch hier unterscheidet sich Gerstäcker von den Jungdeutschen, die von Frankreich ursprünglich Hilfe erwarteten, und denen Frankreich als ein politisches Modell vorschwebte.

Der geistliche Stand wird in „Pfarre und Schule" von dem Pfarrer Scheidler, dem Diakon Brauer und dem Superintendenten repräsentiert. Letzterer erscheint nur in der Würde des Vorgesetzten, der sieht, hört und befiehlt. Pfarrer Scheidler wird von

[6] Pfarre und Schule, Bd. II, S. 196—197.
[7] Pfarre und Schule, Bd. I, S. 114.

Gerstäcker als eine Person gezeichnet, die zwischen den Parteien schwankt, auf der einen Seite dem Lehrerstand gewisse Hoffnungen auf Verbesserung seiner Lage macht, auf der anderen Seite aber auch nichts von seinen Rechten aufgibt, da er glaubt, auf diese Weise dem Wohle der Menschheit am besten zu dienen. Der Diakon Brauer schließt sich anfänglich der liberalen Bewegung an, erkennt die Notwendigkeit einer Aenderung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule an und entdeckt seinem Freunde Hennig sogar die Hohlheit und Scheinheiligkeit seiner Standesgenossen. Doch sein Enthusiasmus verraucht, nachdem er Inhaber einer erträglichen Pfarrstelle geworden ist. Er bittet dann seinen Freund, seine Angriffe auf die bestehende Ordnung aufzugeben, was ihm allerdings von Hennig nur die überzeugungstreue Antwort einbringt:

> „Ich sehe in der Selbständigkeit des Lehrers die einzige Möglichkeit einer freien Entwickelung des Volkes und in dieser wieder nur die Aussicht auf eine mögliche Selbständigkeit desselben — sollten geknechtete Menschen im Stande sein, Freie heranzubilden?"[8]

Gerstäckers Behandlung des Geistlichen ist genau so bitter und zynisch, wie bei den meisten Anhängern des Jungdeutschland. Man empfindet, daß er in dieser Abneigung gegen den geistlichen Stand zu weit geht und ungerecht wird. In „Pfarre und Schule" vertritt Gerstäcker die Trennung von Kirche und Schule, die Schaffung eines freien Lehrerstandes, einer freien Erziehung des Volkes. In dem Werk „Die Missionäre" erfahren wir seine Einstellung zur Missionstätigkeit der verschiedenen Kirchen. Gerstäcker spricht sich in diesem Buche prinzipiell gegen irgendwelche Bekehrungsversuche der Heiden aus. Seine Abneigung dieser Tätigkeit gegenüber beruht nicht auf der Ansicht der Wertlosigkeit der christlichen Religion an sich — er ist im Gegenteil von der Erhabenheit des christlichen Geistes voll überzeugt, solange er dem Gründer gemäß, sich als der Geist der Liebe offenbart. Aber als Begleiterscheinung des Christentums kommt die Bekanntschaft mit den europäischen Zuständen, und diese betrachtet er als ein Unheil für die primitiven Stämme. Sie bringen Unfrieden unter die friedlichen Völker. Die naiven Menschen werden keine Kulturmenschen, sondern skrupellose Genußmenschen. Unter all den vielen christlichen Religionsgemeinschaften scheint es Gerstäcker unmöglich, die wahre herauszufinden. Diesen Gedanken drückt er in einer Szene aus, in welcher er der religiösen Einstellung Lessings, wie sich dieselbe in dem Drama „Nathan, der Weise" ausdrückt, sehr nahe tritt. Der Häuptling eines Stammes ist bereit, zum Christentum überzutreten, wenn ihm eine Religion den Beweis erbringen kann, daß sie die wahre

[8] Ibid., Bd. III, S. 77—78.

ist. Ein Vertreter des Protestantismus, des Katholizismus und des Judentums haben sich in seiner Hütte eingefunden, und er verlangt von diesen Vertretern, daß sie ihm die Doktrinen ihrer Religionen erklären. Zuerst bringt der Protestant seine Anschauung vor. Als dieser geendet, erwidert ihm der Katholik:

> „Sie haben wohl einen Teil des Glaubens, aber nicht den wahren, wie ihn die Apostel gelehrt. Sie sind davon abgefallen und sogenannte Protestanten, das heißt, Leute, die eigenmächtig einen Teil der Satzungen umgestoßen haben."[9]

Ihm wiederum antwortet der Jude:

> „Sie verehren denselben Gott, aber mit so viel darum herum, daß man den einfachen Glauben nicht herausfindet. Alles, was Christus gelehrt hat — einfach und wahr — ist in den zehn Geboten enthalten, die Moses Hunderte von Jahren vorher dem Volke durch Gott gab. Ich und wir Alle, die wir zu dem Glauben halten, verehren einen einzigen Gott und beten zu ihm in bestimmter Weise. Die Christen haben uns deshalb verfolgt und Viele todtgeschlagen — aber das nicht allein, denn unter sich selber haben sie ebenfalls blutige Schlachten geschlagen, nur dafür, wer das oder das glauben solle."[10]

Nach den Ausführungen dieser Männer beschreibt der Häuptling in einfacher Weise die Religion der Insulaner. Sie hoffen nicht auf zukünftige Belohnungen oder Strafen, aber sie glauben, daß ein höheres Wesen existiert, welches die innersten Gedanken der Menschen kennt, ihre Handlungen leitet, welches sich freut, wenn die Menschen gut leben, und welches ihnen zürnt, wenn sie Sünden begehen. Aus wieviel Teilen diese Gottheit bestehe, wissen sie nicht. Ein Schutzgeist ist jedem Menschen gegeben, der über ihm wacht und ihn behütet, solange er brav ist. Unglück, Krankheit und Tod sind Strafen für schlechte Taten. Die Seele lebt nach dem Tode weiter, ist aber mit einem schärferen und größeren Verstande ausgerüstet und hat dadurch die Fähigkeit, Gutes von Bösem, Recht von Unrecht, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden. Sie hat ebenfalls die Macht, zu uns zurückzukehren. uns zu begeistern, uns in Träumen zu erscheinen.

Hatte der Häuptling mit großem Ernste den Ausführungen der Vertreter der verschiedenen Religionen gelauscht, sie mit keinem Worte unterbrochen, bezweifelt oder kritisiert, so wird er in seiner Rede von dem protestantischen Missionär aufgehalten, der seine Ausführungen als „blinden, thörichten Aberglauben" bezeichnet. Die Feinfühligkeit und Weitherzigkeit, die der ungebildete Wilde gezeigt hat, bringt dieser Kulturmensch nicht auf. Aber mit fester Stimme weist der Häuptling diese Unterbrechung zurück und verlangt für seinen Glauben dieselbe Achtung, die er vorher dem ihrigen bezeugt hat, und fährt darauf fort:

---

[9] Die Missionäre, Bd. III, S. 31.
[10] Die Missionäre, Bd. III, S. 31—32.

„Du bist zu uns gekommen, um uns den wahren Glauben der Weißen zu bringen, und hier stehen drei verschiedene Parteien, die alle drei behaupten, daß sie den richtigen haben, und daß der andere falsch ist. Tretet jetzt zusammen und überzeugt Einer den Andern, und wenn ihr dann einig seid, dann kommt wieder zu mir und sagt: d a s mußt Du glauben, d a s ist wahr und gut, und ich will meinen Göttern entsagen und Eurem gemeinschaftlichen Gott dienen."[11]

Bei seinem Aufenthalt auf den Südsee-Inseln hört Gerstäcker die Predigt eines ehrwürdigen Missionärs, der schon dreißig Jahre unter diesen Stämmen gelebt hat. Die Rede dieses Mannes mit schneeweißen Haaren, ohne „Prunk und Salbung" vorgetragen, macht einen wohltätigen Eindruck auf ihn, und er ist fest überzeugt, daß dieser Missionär auch selber alles aufrichtig glaubt, was er den Ungläubigen erzählt. Die Art seiner Heidenbekehrung unterscheidet sich von der sonst gebräuchlichen. Er hat nicht die Religion der Kinder dieses Landes verworfen. Er hat sie dasselbe Wesen nur unter anderem Namen anbeten gelehrt. Er hat ihnen Zeichen und Wunder erzählt, die sie bis dahin nicht kannten, daneben hat er auch ihre alten bestätigt. Männer dieser Art stören Gerstäckers Einteilung der Missionäre in Schwärmer und Heuchler. Der Charakter dieses Menschen paßt ihm in keine der Kategorien. Gerstäcker fragt sich, was wohl die Gedanken solch eines Mannes sein müssen, wenn er sich die Frage zu beantworten sucht, ob durch die Religion, durch die Zivilisation und Kultur und durch den Einfluß der Weißen auch wirklich d e r Segen über die Heiden gekommen sei, den man ihnen anfangs versprochen hatte. Seine Antwort auf solche Gedanken ist:

„Nein — nein, und tausendmal n e i n — ein Segen mag die Civilisation für den A c k e r sein, den indianischen V ö l k e r stämmen war sie noch immer ein F l u c h, und nur neue Bedürfnisse wecktet Ihr in ihnen."[12]

In dieser Verbindung gebraucht Gerstäcker wohl die härtesten Worte über die Missionäre. Wie vorher erwähnt, teilt er sie in zwei Gruppen ein: Schwärmer und Heuchler. Die ersteren geben sich mit uneigennützigem Eifer dem Bekehrungswerke hin. Sie verlassen Vaterland und Familie, weil sie glauben, auf diese Weise den Beruf zu erfüllen, der ihnen vom Himmel bestimmt sei. Die andere Gruppe betrachtet die Missionstätigkeit als eine Geschäftssache, als einen Beruf, wie ihn Kaufmann und Handwerker haben. Sie fristen so ihr Leben. Ihr Handelsartikel ist die Seele des Menschen. Sie wissen bei ihrer Arbeit ihren eigenen Vorteil wohl zu wahren.

„Mir steigt jedesmal der Zorn in die Adern, wenn ich die schwarzröckigen, scheinheiligen Gesellen in der demüthig-frommen Maske umherkriechen sehe, die Worte: ‚ich bin ein elender, erbärmlicher

[11] D i e M i s s i o n ä r e, Bd. III, S. 34.
[12] R e i s e n, Serie II, Bd. X, S. 22.

> Sünder' immer auf den Lippen — und in die Welt hinausposaunend, welche Opfer sie gebracht, was sie Alles nur um des Heilands und des Heils wegen gethan und geleistet."[13]

Die Missionsgesellschaften in der Heimat „rühren ihnen den Brei". Die einzige Strafe, die er ihnen zuzuweisen wünscht, ist, daß sie nach ihrem Tode auf einen einsamen Stern versetzt werden mögen, „wo sie keine ‚Schafe' mehr zum Bekehren fänden und auf ihre eigene liebenswürdige Gesellschaft beschränkt blieben"[14]. Um seinen Lesern zu beweisen, daß dieser scharfen Kritik der Zustände nicht ein Vorurteil zugrunde liegt, erwähnt er an dieser Stelle den Weltumsegler Kotzebue. Von ihm führt er eine Stelle an, worin er auf das Gute verweist, das die Mission mitunter gebracht hat. Daneben verfehlt er es aber nicht, auch die Ströme von Blut zu erwähnen, die dafür fließen mußten[15]. Daß die Missionstätigkeit für manchen Missionär eine Geschäftssache bedeutet, erläutert der hier erwähnte Fall der Witwe des Missionärs Glützlaff[16]. Gerstäcker glaubt besonderen Grund zu haben, diese Tatsachen dem Volke vor Augen zu führen, denn

> „es ist nothwendig, daß das Publikum gerade in unserer jetzigen Zeit, wo der religiöse Fanatismus wieder einmal mit fabelhafter Frechheit sein Haupt erhebt, ein freies Wort über das Unwesen der Missionäre hört."[17]

Gerstäcker verabscheut jeglichen den wahren Geist tötenden Formalismus, worin sich einer seiner urwüchsigen Chrakterzüge ausdückt. Er sieht keinen Grund, weshalb die Religion dem Menschen die Lebensfreude rauben soll. Mit welcher Feinheit zum Beispiel erzählt er uns von den lieblichen Gestalten der Insulanerinnen der Südsee, ihren reizenden Körperformen, die, von einem Lendentuch und einem losen Schultertuch bedeckt, dem Körper die volle Grazie und Bewegungsfreiheit lassen. Die vollen Locken hängen lose hernieder, oft von einem Kranz weißer und roter Blüten eingefaßt, hinter den Ohren gewöhnlich mehrere große Sternblumen. Ihr größtes Vergnügen ist, sich im Tanze zu wiegen. Dies alles wird ihnen von den Missionären untersagt, da der Tanz Gott nicht wohlgefällig sei. Lange Kleider sollen ihren Körper einhüllen, selbst wenn diese dem Klima entgegen sind. Das Haar glatt gekämmt, ohne jeden Blumenschmuck, sei den Augen Gottes gefälliger. Große Strohhüte sollen die lächelnden Gesichter dieser Naturkinder verbergen. Gerstäcker findet, daß die katholische Religion den wilden Stämmen mehr zusagt, als der mehr nüchterne Protestantismus, weil erstere ihnen etwas für das Auge, für die Sinne bietet und somit zum Teil das ihnen Ge-

---

[13] Ibid., S. 23.
[14] Ibid., S. 25.
[15] Ibid., S. 24.
[16] Reisen, Serie II, Bd. X., S. 26.
[17] Ibid., S. 25, 1854 geschrieben.

nommene ersetzt. „Der Katholizismus raubt ihnen auch nicht ihre Tänze, ihre Blumen, ihre Vergnügungen“[18].

Ein Uebelstand, den Gerstäcker in der Missionstätigkeit sieht, ist der, daß die Geistlichen, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt, in die Politik des Landes eingreifen. Kirche und Politik sind ebenso wie Kirche und Schule, zwei Gebiete, die miteinander nichts zu tun haben sollen. Spielt aber die Religion mit dem politischen Leben eines Landes, so wird der Geist der Liebe, der Felsen, worauf sich das Christentum aufbauen soll, zerstört. Diese Ideen finden wir in den Werken der meisten Jungdeutschen. Spielhagen, in „Problematische Naturen“, führt die despotischen Zustände in der Welt darauf zurück, daß die weltliche und geistliche Tyrannei ein „Schutz- und Trutzbündnis“ geschlossen haben[19]. Pomare, die Königin einer Südseeinsel, weist im Roman „Tahiti“ darauf hin, daß die Religionstätigkeit der Missionäre statt Liebe Haß und Neid unter das Volk gebracht, und auf diese Weise den Ruin des Landes, den Verlust der Selbständigkeit des Volkes beschleunigt hat.

> „Und wessen Schuld ist das? Wer anders als Ihr, die Ihr uns von England die Religion gebracht habt, die Ihr eine Religion der Liebe nennt, und die jetzt Haß und Neid unter mein Volk bringt ...“[20]

Es ist interessant, Gerstäckers eigenes Urteil über dieses Werk zu hören. Sein Verleger Costenoble scheint die Absicht gehabt zu haben, die Gesammelten Schriften mit dem Roman „Tahiti“ zu beginnen. Darauf antwortet er im Briefe vom 2. Februar 1872:

> „Für den Beginn mit Tahiti bin ich aus dem Grunde entschieden n i c h t — und Sie werden mir darin vollkommen beipflichten — da er unseren protestantischen Pfaffen derb auf die Finger klopft, und es jedenfalls besser ist n i c h t damit anzufangen.“

Wie Abneigung und Haß selbst zwischen den einzelnen christlichen Religionsgesellschaften entstehen, wenn sie sich in Politik einmengen, zeigt uns Gerstäcker am Anfange der kleinen Geschichte, die den Titel „Eine Präsidentenwahl“[21] trägt. Es ist zu einer Zeit, da gerade der neue Präsident der Vereinigten Staaten gewählt wird und die amerikanische Nation sich der bevorstehenden Wahl wegen in großer Erregung befindet. Die Sekten sind ebenfalls von diesem Fieber angesteckt. Gerstäcker schildert uns das Zusammentreffen eines Baptisten- und eines Methodistenpredigers, die sich „mit einem Blicke des tiefsten, unversöhnlichsten Hasses“ begegnen. Gerstäcker richtet die Frage an den Leser, was wohl die Ursache sein könnte:

---

[18] Ibid., S. 19.

[19] Fr. Spielhagen, P r o b l e m a t i s c h e N a t u r e n, Zweite Abtheilung, S. 452.

[20] T a h i t i, Serie I, Bd. VII, S. 453.

[21] M i s s i s s i p p i - B i l d e r, Serie I, Bd. X, S. 595.

„War es die Religion, war es zu großer Eifer in ihrer heiligen Sache, der sie den Spruch des von Jedem verehrten Heilands: ‚Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst' so ganz hintansetzen ließ?"[22]

Als Antwort hören wir:

„Etwas Anderes war es ...: die Politik — und das Rätsel ist gelöst, wenn wir erfahren — der Baptist war Whig, der Methodist dagegen Demokrat."[23]

Die Handlungsweise der „Settler" sagt Gerstäcker zu, denn diese Leute gehen nur gezwungen — meistens geschieht dies von Seiten der Frau — zur Kirche. Sie erzählen sich lieber bei einem Glas Whiskey Jagderlebnisse. Das Interesse der Frauen am Kirchgang glaubt Gerstäcker damit erklären zu können, daß die Kirche dem weiblichen Geschlecht Gelegenheit bietet, ihre Moden zur Schau zu stellen. Er drückt es in den folgenden Worten aus:

„Weshalb geht jetzt, nicht allein in einem, nein in allen Theilen der Erde, das schöne Geschlecht nur zu häufig in die Kirche? — seinen Schmuck — seine Kleider zu zeigen und — gesehen zu werden."[24]

Gerstäcker behandelt in „Die Missionäre" die Bekehrungstätigkeit auf den Inseln der Südsee. In „Unter dem Aequator" schildert er uns die christliche Arbeit eines holländischen Missionärs auf Java, oder besser dessen Versuch in dieser Richtung. Die Kolonialpolitik der Holländer macht es den Missionären fast unmöglich, Fuß zu fassen. Gerstäcker lobt dieses Verfahren, weil er glaubt, daß die Landesregierung sich dadurch viel Aerger und Verdruß mit den Eingeborenen erspart. Die sogenannte christliche holländische Regierung hat ihre praktischen Gründe für eine solche Handlungsweise. Den paar tausend Weißen, die sich zu Herren dieser Insel aufgeworfen haben, stehen ungefähr sieben Millionen Eingeborene gegenüber und

„machen wir jenen nun klar, daß wir Menschen Alle Brüder, daß wir Alle die Kinder eines Vaters seien, und wie die sonst sehr hübschen Sätze alle klingen, machen wir sie mit einem Wort zu dem, was wir selber sind, zu Christen, so wäre die natürliche Folge, daß sie auch anfingen zu überlegen, weshalb sie uns eigentlich gehorchen sollen; und daß wir einer solchen Ueberzahl auf die Länge nicht die Stange halten können, sieht ein Kind ein."[25]

Gerstäcker glaubt, daß sich nur das schlechteste Gesindel bekehren läßt, eine Tatsache, die dem Christentum keine Ehre macht.

„Sobald diese Kerle sich bekehrt haben, glauben sie nicht nur, daß sie so gut wie die Weißen sind, sondern sie handeln auch danach. ‚Ich bin ein Christ', damit entschuldigen sie Alles, was sie thun. Sie arbeiten nicht mehr, sondern trinken und rauchen den ganzen Tag."[26]

---

[22] Mississippi-Bilder, Serie I, Bd. X, S. 596.
[23] Ibid., S. 597.
[24] Reisen, Serie II, Bd. IX, S. 195.
[25] Unter dem Aequator, Serie I, Bd. IV, S. 328.
[26] Ibid., S. 328—329.

Die Tatsache, daß sie Christen geworden sind, dient ihnen als Entschuldigung für irgendwelche Handlungen. Die Abwaschungen, denen sie sich als Mohammedaner unterziehen müssen, fallen weg, und das Resultat ist, sie werden unreinlich. Ihr ganzes „christliches" Leben bringt sie gewöhnlich so herunter, daß sie, um nicht zu verhungern, betteln gehen müssen, was sonst in Indien ein seltener Fall gewesen wäre. Dieses sind die Gründe, die man dem Missionär Holderbreit entgegenhält, und von deren Richtigkeit derselbe Gelegenheit hat, sich zu überzeugen.

An verschiedenen Stellen bezeichnet Gerstäcker das Christentum als die Religion der Liebe, die aber von den Menschen entstellt wird. Auch hier in diesem Buch heißt es an einer Stelle:

> „Mache die Lehren Christi nicht verantwortlich, was Priester und Laien in seinem Namen sündigen. Wohl ist die christliche Religion eine Religion der Liebe — das wenigstens war der Wille ihres Schöpfers. Daß sie nur zu oft zu einer Religion des Hasses und Blutvergießens wird, ist nur das Werk seiner ‚Diener' und hat mit der eigentlichen Lehre nichts zu thun. Eine L e h r e wurde uns gegeben, einen G l a u b e n haben wir uns daraus gemacht und der Himmel lächelt blau und freundlich über Christen und Mohammedaner, über Heiden und Juden, — ja selbst über Katholiken und Protestanten nieder."[27]

In ähnlicher Weise spricht Heine von einem Monopol der Geistlichkeit, das in der Verfolgung der Andersdenkenden besteht[28]. Eine Verletzung der christlichen Liebe sieht Gerstäcker darin, daß die Geistlichen einem durch ungerechte, ehrenraubende Beschuldigungen in den Tod getriebenen Selbstmörder das „ehrliche Begräbnis" versagen.

> „Was kümmerte die stolzen Geistlichen die duldende Liebe, die Christus gelehrt, wo i h r e Autorität Gefahr leiden konnte gekränkt zu werden, und sie hatten einmal verordnet, daß solchen Sündern ein ‚christliches' Begräbnis versagt werden sollte."[29]

Entgegen jedem christlichen Gefühl ist ebenfalls das Sklaventum, welches Gerstäcker ein „Brandmal der Zivilisation" nennt. Die Verteidiger dieses menschenunwürdigen Zustandes tun dies aus Eigennutz und Unwissenheit, und versuchen, den faulen, giftigen Kern mit der hier und da glatten Rinde zu entschuldigen. Selbst wenn die Sklaven in mancher Hinsicht durchaus nicht schlechter versorgt werden, als die unglücklichen Armen unseres eigenen Vaterlandes, die in erbärmlichen, zugigen Hütten ihre trockne Brotrinde verzehren, so hält er diesem Einwand die Tatsache entgegen, daß Tausende lieber das letzte Stückchen Brot mit den nächsten Angehörigen teilen, als fortwährend in dem Gefühl der Unsicherheit zu leben und zu fürchten, daß ihnen das

---

[27] U n t e r d e m A e q u a t o r, Serie I, Bd. IV, S. 538.
[28] H e i n e s W e r k e von Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. IV, S. 474.
[29] N a c h A m e r i k a. Serie I, Bd. V, S. 140.

liebste Kind oder sonst jemand der Familie entrissen und einem unbekannten Elend entgegengeschleudert werden könne.

> „Wer in ihrem Kreis gelebt, die zitternden Geschöpfe unter dem Hammer des eisblütigen, tabakkauenden Auctionators gesehen und die Tränen gezählt hat, wer dem Elend getolgt ist, mit dem der Eigennutz hier unter dem frechen Schutz christlicher Gesetze Menschen foltert, der wird sich nur mit Abscheu von dem Elend wenden, dem er nicht steuern kann und darf — ob's ihm auch fast das Herz manchmal zerreißt."[30]

Die Eingeborenen sind für Gerstäcker keine „Lasttiere", die nur dazu gut genug sind, um den Weißen die Produkte zu ziehen und ihrer Bequemlichkeit Vorschub zu leisten, sondern vor allen Dingen Menschen, denen Gott ganz besonders gut gewesen sein muß, da er sie in solch eine märchenhaft schöne Welt verpflanzt hat, wo ihnen die üppige Vegetation alles zum Leben Nötige bietet. Gegen den christlichen Geist verstößt der Opiumhandel der holländischen Regierung, die das Monopol in Händen hält und an den Meistbietenden verpachtet. „Ich prahle wahrhaftig nicht mit meinem Christentum — aber ich möchte das nicht auf meinem Gewissen haben"[31].

Die Abwesenheit der „Liebe" bedingt einen toten Formalismus, einen Geist der Unduldsamkeit, eine unüberbrückbare Kluft zwischen den verschiedenen christlichen Sekten. Gerstäcker unterläßt es nicht, unsere Aufmerksamkeit auf diese Umstände zu lenken. Während seiner Australienreise wohnt er einmal dem Kirchendienst der Kavel'schen Gemeinde in Tanunda bei. Die dort gehörte Predigt, welche, wie er bemerkt, die innerste Ueberzeugung des Pastors Kavel darstellt, bezeichnet er als „einen Extract des Unduldsamsten, was man in einem Glauben nur vorbringen kann"[32]. Gerstäcker, der von Natur nicht zu den ängstlichen Seelen gehört, wird es dabei Angst und Bange; er fühlt, wie sich sein Herz zusammenschnürt, aus Furcht, daß Gott ihn vielleicht zu diesem kleinen Häufchen rechnen könne, dem allein der Himmel offen steht, während der Rest der Menschheit zur Hölle fahren soll. Er würde es vorziehen, mit der großen Menge in die heißen Regionen der Unterwelt zu gehen. Auch hier wieder haben wir im Verlauf seiner Schilderung den Ausruf: „Und das sollte ein Gott der Liebe sein!"[33] Trotz dieser Engherzigkeit, die der Natur Gerstäckers zuwider ist, verschmäht er es, diese oder irgend eine andere Religionsgesellschaft anzugreifen, solange man die innere Ueberzeugung der Anhänger voraussetzen kann, solange man den Eindruck hat, daß sie dieser Anschauung mit ganzer Seele anhängen. Unter solchen Umständen betrachtet er

---

[30] Nach Amerika, Serie I, Bd. V, S. 486.
[31] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 553.
[32] Ibid., S. 234.
[33] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 234.

die eine Religion als so gut wie die andere. „Ihre Irrthümer werden sie schon einsehen, wenn wir da oben einmal zusammenkommen“[34].

Einen ähnlichen Fall von religiöser Verirrung und Verblendung erlebt Gerstäcker auf seiner Amerikareise. Denselben erzählt er uns bei seiner Beschreibung von Cincinnati. Den Deutschen dieser Stadt spendet er sehr wenig Lob. Bei ihnen vermißt er das gute Betragen und die Reinlichkeit. Die Wirtshäuser, die von Deutschen verwaltet werden, sind meistens elende Branntweinkneipen. In dieser Stadt nehmen die Deutschen auch einen zu regen Anteil an dem „Religionsunsinn“. Die Anhänger der Methodistengemeinschaft treiben es seiner Ansicht nach besonders arg. Sie heulen, springen und schlagen sich an die Brust, um sich „glücklich“ zu fühlen. „Man glaubte sich eher in einem Narrenhause als bei vernünftigen Deutschen“[35]. Dort hört er von einem deutschen Mädchen, das vom Teufel besessen sein soll. Er hält dies anfänglich für ganz ausgeschlossen, daß man „in unserem Zeitalter“ noch an solche Sachen glaubt. Um sich zu überzeugen, begibt er sich in Begleitung eines Freundes dorthin. Es ist bereits dunkel, als sie das Haus, über dem eine gewisse unheimliche Atmosphäre ruht, betreten. Im Vorzimmer liegen ungefähr zwanzig bis dreißig Personen auf den Knieen. Kein Wort wird gewechselt. Da öffnet sich die Tür des anliegenden Zimmers und ein dumpfes Brausen und Murmeln, dem Getöse der Brandung gleich, ist hörbar. Die Leute des Vorzimmers bewegen sich dem Lichte zu, gefolgt von Gerstäcker und seinem Freunde. Die Hitze des Zimmers, von zwei Kerzen erhellt, ist furchtbar — „drückend und siedendheiß“. Die Kranke, ein siebzehnjähriges Mädel, das aber jetzt eher einer dreißigjährigen Person ähnelt, liegt auf einem breiten Bette. Sie scheint sehr angegriffen zu sein, was ja leicht verständlich ist, wenn man bedenkt, daß diese Gebetsübungen schon einige Tage ununterbrochen fortgedauert haben. Die Hitze des Zimmers, durch die Anwesenheit der vielen Menschen vermehrt, preßt dem Mädchen, „das hier der Gottheit ‚Unsinn‘ geopfert wird“, große Schweißtropfen auf die Stirn. Drei Stunden vergehen, ehe es Gerstäcker gelingt, „aus diesem Begräbnisplatz der gesunden Vernunft“ herauszukommen. Während dieser Zeit wird das gleiche Gebet immer wieder wiederholt, um den Teufel, der in ihr steckt, zur Abfahrt zu bewegen. Gerstäcker beendet diese Schilderung mit dem ihm üblichen Anflug von Ironie:

> „Es mußte aber auf jeden Fall einer der hartnäckigsten Teufel sein, die je existirt haben; denn wäre ich an seiner Stelle gewesen und hätte sollen Tage und Nächte lang ein und dasselbe Gebet mit an-

[34] Ibid., S. 235.

[35] Streif- und Jagdzüge, Serie II, Bd. XI, S. 180.

hören, ich wäre ausgefahren, und wenn es aus dem Paradiese gewesen wäre."[36]

Es ist interessant hier Gerstäckers Meinung über die Vernunftreligion zu hören, welche er in Verbindung mit den verschiedenen in Cincinnati existierenden Zeitungen erwähnt. Dort erscheint eine deutsche Methodistenzeitung unter dem Titel „der christliche Apologet". Als bitterster Feind steht ihm das katholische Blatt „Der Wahrheitsfreund" gegenüber. Beide bewerfen sich gegenseitig mit Gift und Bannflüchen. Der „Lichtfreund", die dritte Zeitung, lehrt die reine Vernunftreligion und macht sich über seine beiden Feinde lustig. Mit der rationalistischen Richtung hat es aber seine eigene Art, wie dies Gerstäcker nicht nur in Amerika, sondern in allen Teilen der Welt beobachtet hat. Es fehlt durchaus nicht an Leuten, die mit dieser Richtung einverstanden sind. Er hofft sogar, „daß die Mehrzahl sich ihnen hinneigt", aber Leute, die an keine orthodoxe Religion, an keine Dogmen und Formen glauben, wollen nicht viel Zeit darauf verwenden, in die Kirche zu gehen und, was noch wichtiger für den Unterhalt solcher Gemeinschaften ist, sie wollen „k e i n G e l d dafür ausgeben"[37], ohne das der Prediger nicht leben kann. Da ihnen der „b l i n d e G l a u b e" fehlt, halten sie nicht einmal die Zeitung gern. So bleibt die Tasche der Herausgeber des „Lichtfreundes" leer, aber Gerstäcker tröstet sich damit, „daß es auf der Welt mehr Narren als vernünftige Leute giebt."[38].

Die Verirrungen des religiösen Fanatismus zeichnet uns Gerstäcker ebenfalls in der Geschichte „Die Vertreibung der Mormonen aus Missouri"[39]. Diebstahl, Lüge, ja Meineide werden bei dieser Sekte als lobenswert empfunden, wenn diese „Lieblinge des Höchsten" daraus Nutzen ziehen können. Der religiöse Wahnsinn ihres Führers, des „Propheten" Joe Smith, treibt in entsetzlicher Verblendung die Seinigen in einen Kampf mit einem unzähligemal überlegenen Gegner. Er vertraut auf den Beistand des Himmels und der Engel. Niedere Triebe erhalten bei dieser Sekte einen idealen Anstrich. So erhebt der „Prophet" ein entführtes Mädchen ihrer physischen Reize wegen zu dem Rang einer „Cyprischen Heiligen, die wert wäre, eine Kammerschwester der ‚Mildtätigkeit' zu werden." Gerstäcker urteilt, daß der Sekte mehr Gemeinheit als Religiosität zugrunde liege, denn

> „was den Mormonen einen solchen Zufluß an Mitgliedern zugeführt hat, ist die fast unbeschränkte Vielweiberei der ‚Heiligen'".

Den alten Stevenson läßt er hier das Urteil fällen:

> „Wir haben schon genug des religiösen Unsinns hier mit Methodisten, Quäckern, Baptisten und wie sie alle heißen mögen — also fort mit

[36] S t r e i f - u n d J a g d z ü g e, Serie II, Bd. XI, S. 182.
[37] Ibid., S. 180.
[38] Ibid.
[39] M i s s i s s i p p i - B i l d e r, Serie I, Bd. X, S. 121—158.

diesen Frömmlern, die das Wort Gottes auf der Zunge und Gift und Zwietracht im Herzen tragen."[40]

Die Stellung Gerstäckers zu den Religionsgemeinschaften bleibt dieselbe auch in den übrigen Werken. Ihre Vertreter stellen die Schattenseiten seiner Beschreibungen dar. Den Höhepunkt der Gemeinheit erreicht der Methodistenprediger Rowson in „Die Regulatoren in Arkansas" (Serie I, Bd. I), von dem Gerstäcker in seiner Einleitung (S. 3) behauptet, daß er eine geschichtliche Person sei. In ihm erreicht das Verbrechertum eine solche Vollendung, daß ihm sogar seine spießgenössischen Kumpanen nicht trauen können. Oft schon in den Namen, die Gerstäcker den Predigern gibt, fühlt man eine gewisse Ironie und einen Hinweis auf ihren Charakter. So finden wir in der Geschichte „Civilisation und Wildnis"[41] den ehrwürdigen Pastor Billygoat. In „Nach Amerika"[42] machen wir bei einem Campmeeting die Bekanntschaft des ehrwürdigen Mr. Sweetlip und Mr. Hottenbrocken und des bei dieser Gelegenheit bekehrten Scherenschleifers, und späteren Predigers, Zachäus Maulbeere, eines vorher „rohen und profanen Menschen".

Dieses „Campmeeting"[43] bedeutet für den Weltreisenden Gerstäcker ein höchst interessantes Schauspiel, und was dieser Wirklichkeitsmensch davon hält, ist nicht schwer zu erraten, da wir vorher seine Ansicht über religiösen Gefühlsüberschwang kennengelernt haben. Das Abhalten dieser Andachten dient neben seelischer Auffrischung auch anderen Gründen, denn es ist eine Unterbrechung des sonst an Abwechslungen so armen Lebens, das die Siedler führen. Es gibt ihnen Gelegenheit, alte Freunde und Bekannte zu begrüßen und von ihnen die neuesten Ereignisse zu erfahren. Das schöne Geschlecht findet, da solche Versammlungen drei oder vier Tage dauern, Muße, seinen Kleiderreichtum, der auf diese Weise die „priesterliche Weihe" erhält, zu zeigen. Die religiöse Auffrischung liegt bei diesen Zusammenkommen in den Händen der Herren Sweetlip und Hottenbrocken. Das fröhliche Treiben hört auf, sobald diese zwei erscheinen. Gerstäcker gibt uns eine nähere Beschreibung der beiden. Der erste „weich und ölig", in seiner Sprache, der Mann, der für jeden ein „lobendes oder tadelndes, ein ermunterndes oder ermahnendes Wort" hat. „Die wahre Seele von einem Menschen." Der letztere ernst, finster und streng, das gerade Gegenteil von seinem Genossen.

> „Wenn man die Beiden mit dem Schwert des Herrn hätte vergleichen können, so war Sweetlip der Rücken, Hottenbrocken aber die Schneide und Spitze in aller Schärfe und Härte edlen Stahls."

---

[40] Mississippi-Bilder, Serie I, Bd. X, S. 150—151.
[41] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 310.
[42] Nach Amerika, Serie I, Bd. VI, S. 426.
[43] Nach Amerika, Serie I, Bd. VI, S. 422—443.

Mr. Sweetlip ist, ehe ihn der „Geist" erfüllte, Schneider in Little Rock gewesen, der andere ein „wandernder Krämer, der alle Welt mit seinen Yankee-Uhren und anderem Trödel betrogen hat". Diese Eröffnungen erwecken in dem Gehirn des praktischen Scherenschleifers Zachäus Maulbeere ein Chaos von Spekulationen. Aus dem Munde des Kirchenältesten, dem er sich selbst „introducirte", erfährt er, daß der Predigerberuf kein langes Studium erfordert, wenn man ein vom „Geist" Begünstigter ist. Der erste Tag verläuft ohne Zwischenfälle und der nächste Morgen findet Maulbeere in den vordersten Reihen der Gläubigen. Der Kirchenälteste bezeichnet dies als

> „ein erfreuliches Zeichen auch unter den Deutschen, die sonst nicht in dem Rufe ständen, viel wirkliche Religiosität zu haben, Einzelne zu finden, die eine rühmliche Ausnahme davon machen."

Bis zum Mittag des zweiten Tages bietet die Predigt wenig Erquickliches, ein Mischmasch von den allgemeinsten Phrasen, in der allergewöhnlichsten Art vorgetragen. Nach eingenommener Mahlzeit erreicht das Campmeeting seinen Höhepunkt. Mit schmelzender Stimme beginnt der gute Mr. Sweetlip den Zuhörern die Wonnen des Himmels auszumalen und die ersten Ausrufe, „Oh Lord — glory — happy — blessed Jesus —" werden gehört. Maulbeere, da er etwas Aehnliches nie gesehen hat, denkt an seine Hausapotheke, an seinen Salmiakgeist, an seine Tropfen, an seinen Senfspiritus, die hier von Nutzen sein dürften. Danach donnert Mr. Hottenbrocken die „nichtswürdigen, elenden, erbärmlichen Sünder" an und beschreibt ihnen in den furchtbarsten Farben den Ort des „Heulens und Zähneklapperns". Als sich so das Unwetter über den Häuptern der Anwesenden entlädt, überkommt diejenigen, die sich als die größten, nichtswürdigsten Sünder bekennen, das Reuegefühl. Sie

> „lagen hier auf den Knieen, rangen die Hände, heulten, schrieen und geberdeten sich mit einem Wort wie Verrückte. Zwangsjacken wären auch in der That das Einzige gewesen, was sie hätte halten können."

Der Paroxismus hatte dennoch nicht seinen Höhepunkt erreicht. Noch einmal holt Hottenbrocken zum letzten Stoße aus, und läßt seine Zuhörer ihre Erbärmlichkeit und Sündhaftigkeit fühlen. Jetzt bricht der langverhaltene Sturm los.

> „Männer und Frauen sprangen empor, rissen sich die Röcke vom Leibe, die Tücher von den Schultern, rauften sich die Haare, schlugen sich an die Brust, stöhnten, kreischten, schrieen, den dicken Schaum auf den Lippen, große Schweißtropfen auf der Stirn und die Augen fast aus den Höhlen drängend."

Gerstäcker unterbricht hier die Schilderung dieser Szene, weil er es für unmöglich hält, einen solchen Zustand auch nur im Entferntesten lebendig genug schildern zu können. „Nichts Geisterhafteres, Unnatürlicheres giebt es auf der weiten Gotteswelt, als

diese Scenen, wo der Geist von den schaumbedeckten Lippen wahnsinniger Schwärmer sprechen soll ..." Gerstäcker bezweifelt es durchaus nicht, daß Viele ohne Verstellung in einen der Erde entrückten Zustand verfallen. Auf ihn, den kühlen, ruhigen Beobachter, macht dieser Vorgang den Eindruck „eines Haufens wahnsinniger Menschen, die ausgebrochen sind und die kurze Zeit ihrer Freiheit geschwind benutzen, um sich einmal tüchtig auszuschreien."

Um es noch einmal hervorzuheben, Gerstäckers Angriffe auf religiösem Gebiet richten sich hauptsächlich gegen Engherzigkeit und Fanatismus, gegen die Vermengung von Religion und Politik, und gegen die Aufdringlichkeit eines Glaubens, der sich den anderen überlegen dünkt. Er verlangt, um einen Heineschen Ausspruch zu gebrauchen, „Gewerbefreiheit der Götter"[44]. Nur auf diese Weise hält er eine Neubelebung der Religion für möglich. Damit wird auch jede Staatsreligion von seiner Seite abgelehnt, das Spottgeschöpf, das „aus der Buhlschaft der weltlichen und geistlichen Macht entstanden ist"[45]. Er sieht in der Staatsreligion etwas, was die deutschen Stämme auseinanderreißt und in feindselige Lager teilt. Die Staatsreligion ist auch ein Umstand, der es verhindert, daß Deutschland stark und einig werde. Weniger religiöser Fanatismus, von dem er an einer Stelle[46] behauptet, daß ihm nichts zu wahnsinnig sei, würde nicht nur Deutschland sondern auch der ganzen Welt zum Segen gereichen.

Als den wahren Kern des Christentums betont Gerstäcker Liebe und Duldsamkeit. Beide glaubt er, auf dem Kirchhof zu fühlen.

> „Ich bin gern zwischen Gräbern. — Es hat etwas unbeschreiblich Rührendes für mich, die niederen Hügel zu durchwandern, unter denen die stillen Todten so ruhig und friedlich mit gefalteten Händen in enger freundlicher Nachbarschaft ... liegen ... wandle zwischen Gräber, dort wohnt die Liebe — auch aus der Ferne weht ihr warmer Athem Dir entgegen."[47]

Die Liebe und der Friede der Natur sollen auch ihn nach seinem Tode umfangen:

> „Im Wald möcht' ich begraben werden, im lieben grünen rauschenden Wald, und der Baum, dessen Wurzeln sich dann um mich schlängeln, sollte mir auch den Hügel mit seinem Thau begießen und den Vögeln Schutz und Schirm gewähren, die ihre leise Todtenklage über mich sängen. Nur keinen kalten, unbeweglichen Steinblock oben darauf — die Erde drückt schwer genug, wenn wir Abschied von ihr und alle dem nehmen mußten, was uns auf ihr ach! so unendlich lieb und theuer war."[48]

---

[44] Heines Werke von Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. IV, S. 391.
[45] Ibid., S. 389.
[46] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 249.
[47] Reisen, Bd. IX, S. 214.
[48] Ibid., S. 215.

Wenn wir uns das Verhältnis Gerstäckers zur Religion und dem Missionswesen noch einmal vergegenwärtigen wollen, so ist die Unterredung des Missionärs Holderbreit mit dem alten Lockhaart in „Unter dem Aequator" wohl dafür am geeignetsten. Es ist interessant, zu bemerken, welche Verteidigung Lockhaart gegen die Anklagen des Missionärs ins Feld führt, und in welcher Weise er sein Glaubensbekenntnis ausdrückt:

„Warum spotten Sie immer über meinen Beruf, Herr Lockhaart? Ich lege doch Niemand etwas in den Weg und habe, wie Sie mir selber als Christ gar nicht ableugnen können, ein gutes und edles Ziel vor Augen, ob ich das nun erreiche oder nicht. Sie sind auch außerdem gar nicht so schlimm, wie Sie sich machen, und von Herzen ein guter und edler Mensch — weshalb also immer diesen Spott gegen die Religion, der Ihnen nicht von Herzen kommen kann?"

„Hoho", lachte Lockhaart, „jetzt wollen Sie mich mit Schmeichelreden ködern, aber damit richten Sie nichts aus. Ebenfalls leugne ich Ihnen, daß ich gegen die Religion spotte — ich möchte das nicht einmal gegen die chinesische thun, viel weniger gegen die christliche."

„Also glauben Sie doch ..."

„Bitte, bemühen Sie sich nicht," sagte der alte Mann, „mein Glaubensbekenntnis ist sehr einfach: Ich glaube an einen Gott und an gar keinen Geistlichen."[49]

Dürften dieser Unterredung nicht die Anschauungen und das Glaubensbekenntnis Gerstäckers zugrunde liegen?

Gerstäcker schlägt vor, daß das Geld, welches die verschiedenen Missionsgesellschaften für die Bekehrung der Heiden sammeln, den Armen des Landes zugewandt werde. Gesellschaften der inneren Mission sollen gegründet werden, um die Mittellosen mit der nötigen Nahrung, mit den vor Kälte schützenden Wollsachen zu versehen, statt daß man letztere den Einwohnern der heißen Zone aufzwingt, die dafür keine Verwendung haben. Diesen Gesellschaften sollen keine Geistlichen vorstehen, kein Glaubenszwang soll dabei ausgeübt werden, kein Armer darüber gefragt werden, „wie er mit seinem Gott stehe". Nur die dringende Not sollen sie lindern, nebensächlich, ob es Protestanten, Katholiken oder Juden seien, die da leiden. Solche Betätigung würde Liebe säen und nicht Haß und Feindschaft.

Ueber die Stellung des Lehrers, über die Aufgabe der Schule erhalten wir ein zusammenfassendes Bild am Schlusse des dritten Bandes von „Pfarre und Schule". Das höhere Niveau, zu dem die unteren Volksschichten erzogen werden sollen, muß zwei Zuständen entgegenwirken. Der eine davon ist der Dämmerzustand der Masse, welcher von den Kreisen gefördert wird, die daraus ihren Nutzen ziehen. Der andere ist eine fanatische Einstellung, die von Leuten der Sorte Dr. Levis droht. Gerstäcker spricht von

[49] Unter dem Aequator, Serie I, Bd. IV, S. 574—575.

zwei „Quacksalbern", die am Volkskörper herumprobieren. Der eine füttert seinen Patienten fortwährend mit Opiaten und verschreibt ihm „nur Ruhe, lieber Freund, nur Ruhe"[50]. Der andere ist ein blutjunger Arzt, der „sein Deutschland" als Versuchsobjekt gebrauchen will. Je besser es auf seine Experimente reagiert, desto mehr freut er sich und wenn infolge zu vieler Versuche der Patient einmal die Geduld verliert, dann „drückt er sich schnell zur Thür hinaus über die Gränze, und wartet draußen ruhig die Crisis ab"[51]. Deutschland wird aber nicht früher genesen, als bis es die beiden Quacksalber zur Tür hinausgeworfen hat.

> „Der Sitz der Krankheit ist bei ihm im Unterleib — das ewige Stubenhocken — die dunstige Luft, in der es, o so lange, lange Jahre hinter Schloß und Riegel gehalten wurde, hat seinen Körper geschwächt und erschlafft ... Der Arzt ist der Lehrer der Volksschulen."[52]

Er endet mit den traurigen Worten: „Bis jetzt sind wir aber noch nicht so weit ... der Mann, der eigentlich der erste im Staate sein sollte, ist der letzte"[53].

In den übrigen Werken behandelt Gerstäcker die Bildung der unteren Stände nur vorübergehend und dann auch nur in milder Form. Nur noch an einer Stelle gebraucht er Worte, die einem Jungdeutschen alle Ehre machen. Es ist dies in seinem Buch „Achtzehn Monate in Südamerika", aus dem Jahre 1862. Hier vergleicht er die Bildung des deutschen Bauern und Arbeiters mit der des amerikanischen und englischen.

> „Ich kenne recht gut die Politik der kleinen Herren, der Rittergutsbesitzer und Pfarrherren, die sich darüber oft deutlich und aufrichtig genug gegen mich ausgesprochen. ‚Es ist gar nicht gut', sagen sie, ‚daß der Bauer mehr weiß, als er für seine Arbeit braucht,' denn er bekümmert sich nachher gleich um Dinge, die ihn nichts angehen und ihn nur von seinen Geschäften abziehen. Haltet ihn aber in diesen geistigen Banden, und er kann sich nicht um die Dinge bekümmern, die ihn angehen und die von ihm in unserer vorgeschrittenen Zeit erwartet werden ... In England, in Amerika liest jeder Arbeiter in müßigen Stunden seine Zeitung; er weiß Alles, was in seinem Lande geschieht, und er ist in den meisten Fällen auch im Stande, ein Urtheil darüber zu fällen. In Deutschland ist er gar nicht im Stande, einen politischen Artikel zu verstehen und liest höchstens die humoristischen politischen Neuigkeiten der Dorfzeitung, die ihm als Anekdoten aufgetischt werden, und die er für nichts weiter nimmt."[54]

Dieser Beurteilung des Bauernstandes von Seiten Gerstäckers sei eine ähnliche des Jungdeutschen Wienbarg gegenübergestellt,

[50] Pfarre und Schule, Bd. III, S. 225.
[51] Ibid., S. 226.
[52] Ibid., S. 227.
[53] Ibid., S. 228.
[54] Achtzehn Monate in Südamerika, S. 292—293.

um die Verwandtschaft der Ideengänge beider Schriftsteller hervorzuheben.

„Es giebt Leute,"

heißt es bei Wienbarg,

„die nicht wollen, daß der deutsche Bauer aus dem Miste hervorkriechen und seinem Bruder in Nordamerika ähnlich, freier gebildeter Landmann, deutscher Staatsbürger werden soll. Aus der Leibeigenschaft seiner Dynastie leiblich erlöset, soll er, nach ihrem Wunsche, ewig in der geistigen Leibeigenschaft seiner der Geschichte verfallenen Sprache verharren. O! ich kenne euch durch und durch."[55]

---

[55] Zit. nach Dr. Viktor Schweizer, Ludolf Wienbarg, Beiträge zu einer Jungdeutschen Aesthetik, S. 43.

DRITTES KAPITEL:

Gerstäckers Stellung zu den sozialen und gesellschaftlichen Verhältnissen

Wir haben in den vorhergehenden Seiten versucht, Gerstäckers Einstellung zur politischen Lage Deutschlands, zu Kirche, Schule und Religion im allgemeinen zu zeigen. Nun wenden wir uns der Frage zu, wie er sich zu den sozialen Verhältnissen und geistigen Strömungen seiner Zeit stellt, welche Beurteilung diese in seinen Werken erfahren, und welchen von den Ständen er seine besondere Aufmerksamkeit schenkt.

In den Romanen Friedrich Spielhagens, Gustav Freytags, Berthold Auerbachs, Fritz Reuters und anderer Schriftsteller dieser Zeit spielt das Problem der Stände und das Verhältnis derselben zueinander eine große Rolle. Ganz ähnliche Probleme haben wir auch in Gerstäckers Werken. Es werden uns typische Vertreter der verschiedenen Klassen vorgeführt. Obgleich es hier nicht am Platze ist, den Wert seiner Romane nach inneren und äußeren Zusammenhängen hin zu untersuchen und zu beurteilen, so dürfte doch erwähnt werden, daß wir es mit ziemlich zusammenhangslosen, aneinandergefädelten Romangebilden zu tun haben. Die Charaktere sind nicht gegeneinander abgestuft und oft recht verschwommen. Eine Verbindung zwischen den verschiedenen Vertretern der Stände existiert nicht. Sie bewegen sich nebeneinander her; nicht innere Notwendigkeit verlangt ihr Erscheinen. Sie dienen einzig und allein dem Dichter zu dem Zwecke, seinen verschiedenen Gefühlen und .Ansichten Ausdruk zu verleihen Passend für Gerstäcker sind die Worte, welche Hebbel in einem Aufsatz über Lenz gebraucht:

> „Sie [die Gestalten] finden sich zusammen, wie König und Dame und Bube im Kartenspiel zusammen kommen, und ihr Schicksal ist dann am Ende auch ein Kartenschicksal, eine rohe willkürliche Combination des Zufalls."[1]

Der Gang der Handlung wird nicht durch die Stärke der dargestellten Zustände hervorgebracht, sondern oft durch künstliche Verwicklungen, z. B. durch Aufdecken von Verbrechen der verschiedensten Art, Kinderunterschiebungen, unehelicher Kinder usw.

[1] Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Weber, Berlin, B. Behr's Verlag, Tagebücher, Bd. I, S. 316.

Gerstäckers innere prinzipielle Einstellung gegen den Adel, dem er die meiste Aufmerksamkeit sckenkt, verrät sich als entschieden jungdeutsch. Da die Romane Gerstäckers mit denen Spielhagens in vielen Punkten Aehnlichkeit aufweisen, wäre zu untersuchen, ob hier vielleicht eine Beeinflussung vorliegt. Beide Schriftsteller sind unter den Eindrücken des Jahres 1848 aufgewachsen. Ihre Charaktertypen sind den Einflüssen, welche die Bedingungen der Zeit in ihnen heranreifen ließen, entnommen. Beide sind ihrer Einstellung im allgemeinen während ihres ganzen Lebens treu geblieben und ein gemeinsamer Zug ist ihre Abneigung gegen den Adel. Ihre Romane sind eine Gegenüberstellung von Adel und Bürgerstand, wobei die ältere Generation beider Stände oft in scharfem Gegensatz zur jüngeren steht. Ein kameradschaftlicher Geist durchdringt die jüngeren Mitglieder beider Klassen und drückt sich meistens zugunsten der bürgerlichen Klasse aus.

Ehe wir uns den einzelnen Volksklassen zuwenden, wäre es interessant, die Stellung Gerstäckers zum Menschen überhaupt zu betrachten. Obgleich er im Grunde des Herzens die Menschen lieb hat — seine Stellung zu den Armen und Gedrückten, zu den Eingeborenen der anderen Länder hat dies gezeigt —, so finden wir doch in seinen Werken oft recht zynische und bittere Bemerkungen über das „genus homo". Die Zeitverhältnisse haben teilweise sein Vertrauen zur Menschheit erschüttert. Er glaubt, daß sich die Erdenkinder selbst so viele Regeln, die alle der Natur zuwider sind, vorgeschrieben haben und ihre Fähigkeiten nur dazu gebrauchen, um sich das Dasein zu verekeln. Eine verächtliche Darstellung der Rasse „Mensch" liefert er uns in der kurzen Erzählung „Zur Naturgeschichte des Menschen"[2]. Der Untertitel dazu lautet: „Eine höchst flüchtige ethnographische Betrachtung". Dieser Zusatz ist bezeichnend für Gerstäckers Arbeitsweise. Zu seinem Leidwesen findet sich in jedem erreichbaren Winkel der Erde der Mensch. Das genus homo ist in seiner Ausbreitung nur noch mit der „gemeinen Hausfliege" zu vergleichen. Das einzige Element, das noch von Menschenwesen frei ist, ist das Feuer, welches sich Mephisto vorbehalten hat. Körperlich unterscheidet sich Gerstäckers Meinung nach der Mensch nur recht wenig von den anderen Säugetieren und dann auch nur zu seinem Nachteile. Durch seinen aufrechten Gang hätte er Gelegenheit, sich vom Tiere zu unterscheiden. Er hält es jedoch für weit vorteilhafter und zweckdienlicher, gebückt durchs Leben zu gehen. Je tiefer sich diese Exemplare draußen bücken, je herrischer benehmen sie sich aber ihren Familien und Untergebenen gegenüber. Die Sprache, die der Mensch zu großer Meisterschaft vollendet hat, ermöglicht es ihm, mit kunstvoll gefügten Worten Alles zu beweisen und zu rechtfertigen, ja wenn er es ratsam findet, kann er

[2] Hell und Dunkel, Serie II, Bd. II, S. 283—299.

damit lügen, eine Fähigkeit, die den Tieren abgeht. Der Mensch soll Verstand besitzen. Gerstäcker bezweifelt sehr das Vorhandensein dieser Substanz, da der Mensch sich das Leben mit höchst unnötigen Sorgen, kleinlichen Rücksichten, lächerlichem Ehrgeiz und nutzlosen Phantasiegebilden verbittert. Er zitiert Goethes Worte:

„— wie ein Thier auf dürrer Haide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt —
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide."[3]

Daneben hat der Mensch Religion, Gesetze, staatliche Einrichtungen, alles Worte mit einem sehr unbestimmten Begriff. „Er hat Schulen, in welchen den jungen Menschen das gelehrt wird, was sie im Leben selber lernen."[4] Seine weiteren Ausführungen über Farbe, Klasseneinteilung und Regierungsformen entspringen derselben sarkastischen Ader.

In „Moden über die Welt"[5] lacht Gerstäcker über die Eigentümlichkeit der Menschen, besonders der zivilisierten, bei denen alles anständig sein muß. Selbst der Sterbende verlangt, „anständig begraben zu werden".

„Bedürfnis und Luxus"[6] zeigt uns die Verwirrung dieser beiden Begriffe. Als Maßstab dient hier das Wort aus der Bibel „Unser tägliches Brod gieb uns heute". Das Wort „Luxus" wird in der deutschen Sprache nur noch von den Leuten gebraucht, die ihre Bedürfnisse nicht bezahlen können. Ueber den Mittelstand bemerkt Gerstäcker hier, daß er seine Stellung vergißt und in die höheren Klassen hineinzugelangen sucht. Wenn er dies trotz ungenügender Geldmittel tun will, so richtet er sich höchstens zugrunde. Er spart am Essen und an der Wäsche, um in der äußeren Erscheinung „standesgemäß" auftreten zu können. Das „vergoldete" Elend ist fertig. Von den beiden letzten Geschichten fühlt sich der Leser etwas überrascht. Der Geist, in dem sie geschrieben sind, die Ideen, die hier dem Leser vorgetragen werden, verraten Charakterzüge, wie wir sie soweit bei Gerstäcker nicht kennengelernt haben. Der Jungdeutschlandgeist ist hier in den Hintergrund getreten, und hat einer Stimmung Platz gemacht, die stark an Raabe und Keller erinnert.

In hier und da eingestreuten Bemerkungen erfahren wir einiges über die allgemeine soziale Lage in Deustchland. Oft sind es Leute, die sich längere Zeit in fremden Ländern aufgehalten haben, und die bei ihrer Rückkehr in die Heimat dieser Zustände besonders gewahr werden, oder auch solche, die diese Zustände als Grund für die Auswanderung angeben. An einer Stelle haben wir eine Kritik aus dem Munde eines Amerikaners, der sich län-

[3] Hell und Dunkel Serie II, Bd. II, S. 287.
[4] Ibid.
[5] Ibid., S. 303—314.
[6] Ibid., S. 317—324.

gere Zeit in Deutschland aufgehalten hat. Was die meisten an den sozialen Zuständen auszusetzen finden, ist, daß alles zu sehr geordnet und eingeschränkt ist, so daß die individuelle Freiheit des Einzelwesens darunter leidet. Es fehlt die nötige Ellbogenfreiheit. An zwei Stellen werden die deutschen Zustände mit einem großen Bücherschrank verglichen, wo alles aufs peinlichste geordnet ist, „wo die Menschen wie in Gefächern mit kleinen darauf geklebten Zettelchen eingeschachtelt liegen“[7] Darin halten sie sich auf und knurren jeden an, der ihrem Territorium zu nahe kommt. Ihre bestimmte Ration wird ihnen jeden Tag zugemessen — statt „freie Weide“ haben wir die reine „Stallfütterung“. Um auf den Vergleich mit dem Bücherschrank zurückzukommen, die untersten, bequemsten Schubladen — die niederen Volksklassen — werden fortwährend herausgezogen und gebraucht. Die oberen dagegen bleiben unbenutzt und dicker „ehrwürdiger Aktenstaub“ hat sich darauf gesammelt. Der Beamtenstand, dem Gerstäcker oft „Kriecherei und Scharwenzelei“ zum Vorwurf macht, stellt ein berechnetes Räderwerk dar, das kompliziert und recht überflüssig ist. Er zieht das Mark aus den Knochen des Nährstandes. Gerstäcker wundert sich, warum nicht Alle auswandern, damit dies kunstvolle Beamtensystem, „wie ein von Insecten skelettirtes Blatt als Satz zurückbleibt“[8].

> „Die Noth treibt vielleicht nur zwei Drittheile aller Auswanderer über das große Wasser, der Ekel das andere — und d a s gerade thut Deutschland weh — unendlich weh, denn was für wackere Kräfte sind ihm dadurch verloren gegangen.“[9]

Die Not, die den Arbeiter über den Ozean treibt, wird durch die Fabriken und Maschinen hervorgerufen, welche ihm das Wenige entziehen, was er zum Leben braucht.

Die Beurteilung der deutschen Verhältnisse aus dem Munde eines Amerikaners erfahren wir in der Geschichte „Die Sklavin“[10]. Beachtenswert ist es, daß Gerstäcker sie gerade in dieser Verbindung anführt. Der Amerikaner hat in Deutschland Gelegenheit gehabt, das Leben der unteren Volksklassen, das Leben der Armen zu beobachten und, so behauptet er, „von dem Augenblick an bedauerte ich unsere Sklaven nicht mehr“. Er sieht wohl, daß es schwer sein muß, der Freiheit beraubt, der Willkür eines strengen Herrn preisgegeben zu sein.

> „Aber das Elend, das ich dort in Deutschland gesehen, die N a h r u n g s s o r g e n der Unglücklichen, vor deren Augen die eigenen Kinder darben und verderben; der Frost noch dazu im Winter, wo der Vater, der einzige Brotverdiener, e i n g e k e r k e r t wird, wenn

[7] I m E c k f e n s t e r, Serie II, Bd. XII, S. 25, und N a c h A m e r i k a, Serie I, Bd. VI, S. 518.
[8] N a c h A m e r i k a, Serie I, Bd. VI, S. 518.
[9] N a c h A m e r i k a, Serie I, Bd. VI, S. 518.
[10] M i s s i s s i p p i - B i l d e r, Serie I, Bd. X, S. 10.

er den Jammer zu Hause nicht mehr mit anschauen mochte und in den Wald ging, um ein paar Zweige abzubrechen ... der eingebildete, förmlich wahnsinnige Stolz des Adels dabei, gegenüber dem unglücklichen Armen — und außerdem noch eine ‚gesetzliche' Willkür, die den Unglücklichen mit dem vollen Pomp und Schein offenbarer Gerechtigkeit mit gierigen Händen das Letzte nimmt und den Vernichteten in der Pracht und dem Luxus der Großen wie zum Hohn alles Das zeigt, was er eben entbehren muß, nicht einmal im Stande, seine Kinder so zu füttern, wie die Hunde der Großen gefüttert werden ..."

Diese Beobachtungen haben ihn mit Ekel und Verdruß erfüllt und er endet: „Ich möchte dort nicht leben".

Letztere Bemerkung über den Adel, wie auch alles Folgende aus der Feder Gerstäckers, hat nichts mit dem frivolen Esprit der damaligen Zeit gemein, der es schicklich findet, sich oft in übertriebener Weise über das Junkertum zu belustigen und es herabzuwürdigen. Der Charakter Gerstäckers erlaubt eine solche Einstellung nicht. Jedoch bedarf das Urteil Erich Seyfarths: „[Gerstäcker] ging wie jeder Bürger in der Bewunderung des Aristokraten auf"[11] ebenfalls näherer Begründung. Wenn jemand den Adelsstand in der Weise angreift, wie Gerstäcker es beständig tut und zugleich in Bewunderung dieser Klasse aufgeht, so müßte er einen zwiespältigen Charakter haben, den, obgleich er bei den Jungdeutschen in starkem Maße vorhanden ist — man sich bei Gerstäcker schwer vorstellen kann. Seine Polemik gegen den Adel entspringt seinem starken Vaterlandsgefühl, seiner Liebe für die Armen und Gedrückten, und den Gegensätzen, deren er sich durch langen Aufenthalt in fremden Ländern besonders gewahr worden ist.

Im strengen Sinne des Wortes hat Gerstäcker keine Adelsromane geschrieben. In jedem seiner vier Hauptromane (Der Kunstreiter — 1861, Eine Mutter — 1866, Der Erbe — 1867, Im Eckfenster — 1871) verbindet er mit Vorgängen in adligen Kreisen breite Schilderungen des bürgerlichen Lebens. Das entspricht dem Zweck dieser Werke, die Stände gegeneinander abzuwägen. Da der Inhalt der Romane sonst nicht von Wichtigkeit ist, seien nur einige allgemeine Züge der Adelsklasse hier erwähnt.

Die Stellung, die der Adel neben den andern Ständen einnimmt, betrachtet Gerstäcker als ungerecht und stimmt darin mit den Jungdeutschen überein. Meistens allein auf Verdienste der Vorfahren fußend, genießen sie Vorrechte, welche nur persönlichen Fähigkeiten und Erfolgen gebühren. In isolierter Stellung vom Volke erzogen, entwickelt sich bei ihnen der Wahn, „der verdammte Dünkel zu fest in der Stirn, aus einem ganz besonders feinen Porzellanteig geknetet und gebrannt zu sein"[12]. Bei Spielhagen wird dieser „besonders feine Porzellanteig" noch dadurch

[11] Erich Seyfarth, Friedrich Gerstäcker, S. 60.

[12] Nach Amerika, Serie I, Bd. VI, S. 517.

hervorgehoben, daß eine Schöpfungsgeschichte erzählt wird, nach der Gott zwei Menschenpaare schuf: ein adliges und ein bürgerliches. Adam ist dieser Geschichte nach der Bediente des adligen Herrn und Eva die Zofe seiner Gemahlin. Einen ganz ähnlichen Ausspruch haben wir in dem zweiten Bande desselben Werkes. Dort heißt es:

> „Ein Bürgerlicher, der keine Ahnen hat, die denselben Degen führten, den er jetzt an der Seite trägt, — was kann es ihm sein, ob er diesen Degen vor jedem Flecken rein bewahrt oder nicht."[14]

Solcher Aeußerlichkeiten wegen darf die Gräfin Monford im Roman „Eine Mutter" ihr uneheliches Kind nicht anerkennen, um sich in den Augen der Gesellschaft nicht zu kompromittieren. Ihr Gatte ist ein „entsetzlich stolzer Herr, der an seinem Stammbaum mit einer Verehrung hängt, als ob ihn Gott der Herr damals dem Altvater Noah mit den ersten Weinreben in den Garten gepflanzt hätte"[15]. Er würde nachsichts- und erbarmungslos die Bande zerreißen, die ihn mit seiner Gattin verbinden, um die Ehre seines Hauses zu wahren, und somit muß die Stimme der Natur vor der Konvention schweigen.

Um Zeit für die äußeren Verpflichtungen der Gesellschaft zu haben, opfern die Adligen oft das Glück des innigen Familienlebens, wie wir aus den Romanen „Eine Mutter" und „Der Erbe" ersehen, worin Gerstäcker die Erziehung der Kinder des Adels und des Mittelstandes vergleicht. Soweit Geld in Frage kommt, scheut ersterer keine Mittel, ihnen eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. Mit dem nötigen Geldaufwand glaubt man, seine Verpflichtung in diesem Punkte erfüllt zu haben. Die Kinder werden den Händen bezahlter Kräfte anvertraut, und alles, was sie von Seiten der Eltern erhalten, ist nicht Liebe, sondern Pflege, die jeder gemietete und gute Dienstbote gben kann. Das Gefühlsleben der heranwachsenden Jugend leidet darunter. Ein gewisser Teil des Herzens bleibt ungefüllt und dieser öde, leere Raum kann leicht verderbliche Stoffe, verschrobene Ideen aufnehmen. Die Familienbande zwischen Eltern und Kindern in bürgerlichen Kreisen glaubt Gerstäcker viel fester geknüpft, zum Segen beider Teile. In „Der Erbe" spricht dies Fritz aus, der im Hause des Schlossermeisters Baumann aufgewachsen ist und später als der rechtmäßige Erbe des Hauses von Wendelsheim erkannt wird. Die gute Erziehung, die er im vorerwähnten Hause empfangen, führt er als mildernden Umstand für die Handlungsweise der Frau Baumann an, die unglücklicher Umstände wegen in den Kindertausch verwickelt ist. Mit glühenden Worten schil-

---

[13] Fr. Spielhagen, Problematische Naturen, Erste Abtheilung, S 204.

[14] Ibid., Zweite Abtheilung, S. 371.

[15] Eine Mutter, Serie I, Bd. IX, S. 24.

dert er die Liebe und Sorgfalt jener Frau, die seine Jugend überwacht hat, und schließt:

> „Hier steht ihr wirklicher Sohn, laßt ihn frei bekennen, ob er in seiner Heimath, in seiner Familie solche Liebe fand, ob Alles an ihn gewandt wurde, um ihn zu einem braven, tüchtigen Mann heranzureifen! Ich hatte eine Jugend so froh und glücklich, wie sie ein Mensch nur haben kann — ich lernte arbeiten, um mir frei und unabhängig von irgend wem meinen Lebensweg zu bahnen, und das dank' ich nur diesem wackern Mann da — dieser braven Frau."[16]

Die äußeren Vorgänge in diesem Gerstäckerschen Roman weisen viel Aehnlichkeit mit Spielhagens „Problematische Naturen" auf, doch sind die beiden Erben selbst ganz entgegengesetzte Charaktere.

In „Der Erbe" wird die gute bürgerliche Erziehung gelobt, in „Problematische Naturen" das gesunde Proletarierblut, das schon manches entartete Geschlecht regeneriert hat. Was die Reinheit des adligen Blutes anbetrifft, so bemerkt Heine, daß Philosophen und Stallknechte darüber gar seltene Gedanken haben[17]. Für Reuter besteht der Unterschied zwischen den Adligen und Bürgerlichen darin, daß die Mitglieder letzteren Standes die „Liebe" in viel stärkerem Grade besitzen, etwas, was auch Gerstäcker hervorhebt.

> „Eine höhere Stellung im Leben,"

sagt ein Mitglied des Adels in „Ut mine Stromtid",

> „mag der Einsicht einen freieren Blick in menschliche Verhältnisse gestatten; in der bescheidneren Lebensstellung waltet dagegen die Liebe, die auch über die Verhältnisse dieser Welt hinausblickt, und — die wir so oft entbehren müssen."[18]

Schon vorher ist auf die losgelöste Stellung des Adels von den anderen Volksklassen hingewiesen worden. Das Verhältnis der adligen Kreise zum Künstler beruht nach der Meinung des Freiherrn v. Solberg auf folgender Basis:

> „Derartige sogenannte Künstler und Künstlerinnen werden allerdings zuweilen aus ihnen sonst nie zugänglichen Kreisen mit einer Einladung beehrt, aber das geschieht unter einer ganz andern als freundschaftlichen Voraussetzung, daß sie sich nämlich dabei in ihrer Kunst produciren, wofür ihnen dann ein entsprechendes Honorar in's Haus gesandt wird"[19].

Ueber die Stellung zum Bürgerstand hören wir ebenfalls ein Urteil aus dem Munde desselben Herrn:

> „Ich habe nichts gegen den bürgerlichen Stand, gar nichts, ich achte ihn, selbst den Handwerker, wenn er eben in seiner Sphäre bleibt

---

[16] Der Erbe, Serie I, Bd. XI, S. 522.
[17] Heines Werke von Elster, Zweite Ausgabe, Bd. IV, S. 34.
[18] Fritz Reuters sämtliche Werke, Bd. 12—14, Kap. 20, S. 96.
[19] Im Eckfenster, Serie II, Bd. XII, S. 120.

und die ihm gestellten Grenzen einhält, aber ich wünsche keinen gesellschaftlichen Verkehr mit ihnen ..."[20]

Die Gesellschaften, bei denen der Adel seinen Glanz entwickelt, wo er einen Teil seines Lebens zubringt, betrachtet Gerstäcker als schal und nichtig. Die herkömmlichen Formen und die üblichen Redewendungen, die mit großer Strenge eingehalten werden müssen, findet er zusammenhangslos und sinnlos. An einer Stelle heißt es:

„Was für Unsinn wird manchmal bei solchen Begrüßungen mit der ernsthaftesten Miene gesprochen, mit der ernsthaftesten Miene angehört und erwidert! Es sind nur eben Worte, die man verlangt, auf den Sinn dabei kommt es wahrlich nicht an."[21]

Heine ironisiert ebenfalls die schlechte Bildung des Adels und den früh eingeprägten Wahn von der Wichtigkeit einiger anerzogener Formen. Oft hat er mit einem Lächeln bemerken müssen, wieviel man sich auf diese Formen zugute tat[22]. Die Verwandtschaft zu Spielhagen tritt auch in diesem Punkt hervor. Zum Beispiel heißt es bei ihm: „Unserer Gesellschaft kann man alles aufbinden", oder „Sie haben das Stupide, Leblose von schönen Pferde- und Hundegesichtern"[23].

Fragen wir uns, weshalb diese Gesellschaften überhaupt gegeben werden, so gibt uns darauf Gerstäcker die folgende Antwort:

„Um die eigenen Töchter angeblich in die Gesellschaft einzuführen, in Wirklichkeit aber um ihnen eine gute Partie zu verschaffen und nebenbei auch anderen jungen Damen Gelegenheit zu geben, sich in ihrem vollen Glanze ... zu zeigen; erwartet man doch natürlich die Revanche auch von anderer Seite."[24]

Und welchen Segen bringen diese Zusammenkommen vor? Viele der Eingeladenen langweilen sich zu Tode, andere benutzen diese Gelegenheit. um über den lieben Nächsten herzufallen und verursachen auf diese Weise Zank und Streit. In der Geschichte „Herr Hobelmann"[25] ähnelt das Betragen der Gesellschaft den Vorgängen in einem Narrenhaus. Hier fallen die satyrischen Worte: „Eigentlich ein Bild unserer ganzen bürgerlichen Verhältnisse"[26].

Eine Lieblingsbeschäftigung bei solchen gesellschaftlichen Zusammenkünften ist das Vorlesen, eine, Gerstäckers Meinung nach, sehr löbliche und geistbildende Beschäftigung, wenn dies

---

[20] Ibid., S. 121.

[21] Eine Mutter, Serie I, Bd. IX, S. 96.

[22] Heines Werke von Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. IV, S. 34.

[23] Fr. Spielhagen, Problematische Naturen, Erste Abtheilung, S. 90 und 93.

[24] Im Eckfenster, Serie II, Bd. XII, S. 174.

[25] Hell und Dunkel, Serie II, Bd. II, S. 1—76.

[26] Ibid., S. 37.

von wirklich Gebildeten geschieht. Leider hat er aber zu seinem Leidwesen die Erfahrung gemacht, daß „fade Gesellen" ihre Hände dabei oft im Spiele haben, „Vampyre des geselligen Lebens". Ueber das Vorlesen solcher Kreaturen bei Teezusammenkünften urteilt er:

> „Vorlesen! Der Mensch ist doch eigentlich das boshafteste, grausamste Geschöpf der Welt ... So etwas kann nur der Mensch und mißbraucht dadurch auf das Gewaltsamste, Willkürlichste den Verstand, den ihm Gott der Herr zu ganz anderen, heilsameren Zwekken gegeben."

Und welches ist die Macht, die sich solch ein Recht anmaßt, die Menschen mittels einer Tasse Tee zusammenzulocken und sie auf das Grausamste zu langweilen?

> „Die Convenienz — der gesellschaftliche Ton — der Anstand, und wie die Ungeheuer alle heißen, die uns auch in unbequeme Kleider pressen und uns zu lächeln zwingen, wenn wir in grimmem Zorn lieber das Weite suchen möchten."[27]

Was Heine von den Teezusammenkünften denkt, verraten uns die folgenden Zeilen, die der „Nordsee" entnommen sind:

> „Wär' ich Dschingischan, o China, wärst du längst von mir vernichtet,
> Dein verdammtes Teegeplätscher hat uns langsam hingerichtet."[28]

Ueber all die belanglosen Dinge, die in den Kreisen der Vornehmen vorgehen, wird die Oeffentlichkeit auf dem Laufenden gehalten, die Zeitungen sind davon gefüllt. An einer Stelle heißt es:

> „Wir reisen ja da ordentlich wie die hohen Herrschaften in Europa, von denen die Zeitungen jeden Schritt und Tritt, jeden Bissen, den sie essen, jeden Schluck, den sie trinken, melden und — noch mehr melden würden, wenn sie sich eben nicht genirten."[29]

Unser Augenmerk wird auch auf die moralischen Anschauungen dieser Kreise gerichtet. Hier zeigt uns Gerstäcker den klaffenden Gegensatz zwischen innerer und äußerer Moral. Eine wahre innere Moral existiert gar nicht. Das, was an ihre Stelle tritt, entspringt toten Gesetzparagraphen, und solange dieses Gesetz nicht verletzt wird, steht man in den Augen dieser Welt als makellos da. In „Pfarre und Schule" — ein Produkt des Jahres 1848, welches mit der größten Voreingenommenheit gegen den Adel geschrieben ist — haben wir die Person des Oberpostdirektors v. Gaultitz. Er ist in den Werken Gerstäckers der erste Vertreter der Feudalklasse. Die Charakterbeschreibung dieses Mannes liefert uns Poller, einer seiner Diener: „Alt, geizig wie ein Harpax, häßlich wie die Nacht, ein Tyrann wie ein Tiger und ein frommer

---

[27] Die beiden Sträflinge, Serie II, Bd. I, S. 421.
[28] Heines Werke von Ernst Elster, Zweite Ausgabe. Bd. IV, S. 51
[29] Blau Wasser, Serie II, Bd. IV, S. 399.

Betbruder dabei, der so voller Bibelverse steckt, wie ein alter Käse voller Maden"[30]. Dieser Betbruder kann es mit seiner Moral sehr gut vereinbaren, unschuldige Mädchen unter raffinierten Vorspiegelungen zu Fall zu bringen. Solche „freundlichgesinnten Dirnen" verheiratet er dann an seine Untergebenen und läßt letztere in „Anerkennung treuer Gesinnung" in höhere Stellungen einrükken[31]. Im Roman „Im Eckfenster" hören wir von einem Verhältnis des Baron v. Solberg, der ebenfalls viel Unglück über ein ihn treuliebendes Mädchen bringt; später verfällt sie seiner gemeinen Handlungsweise wegen in Wahnsinn. Mit kleinen Geldsummen hilft v. Solberg an der Erziehung des unehelichen Knaben mit, der aus diesem Verhältnis geboren wird, bis letzterer sein vierzehntes Lebensjahr erreicht. Er sagt sich dann mit großmütiger Geste, daß alles erfüllt sei, „was ihm das Gesetz vorschrieb, obgleich er sich moralisch nicht dazu verpflichtet hielt"[32]. Sein eigner Sohn urteilt über die Moral solcher Herren:

> „Das alte Vorurtheil, aus besserem Thon geknetet zu sein, steckt vielen der Herren doch noch in den Adern. Was in der bürgerlichen Gesellschaft als eine Frevelthat gebrandmarkt werden müßte, gilt den Herren als eine ‚noble Passion', mit der sie sich über sonstige Scrupel hinwegsetzen ... Sonderbar, daß das Ehrgefühl da nach einer Seite so scharf ausgebildet wird, daß ein Schlag, ein Schimpfwort im Stande ist, einen Mann, der es nicht von sich abwälzt, für sein ganzes Leben ehrlos zu machen, während daneben gebrochene Schwüre, also gemeiner Meineid, nur daß er nicht vor Gericht abgegeben wurde, zu den Alltäglichkeiten gehören, nur weil die Standesgenossen dies ignoriren"[33].

Büchner drückt seinen Aerger über diese Zustände folgendermaßen aus: „Die Töchter des Volks sind ihre Mägde und Huren ..."[34] Der treue Bemperlein in „Problematische Naturen" spricht von der „lächerlichsten Carricatur eines Codex der Moral"[35].

Hervorzuheben ist die strenge sittliche Moral, die Gerstäcker vertritt. Das Problem der Emanzipation des Fleisches, das unter den Jungdeutschen manchen Verteidiger hatte, findet bei ihm keine Beachtung. An verschiedenen Stellen spricht er von der Tyrannensucht der Männer, die, sobald sie ihr Heim betreten haben, nicht genug das Oberhaupt der Familie hervortreten lassen können.

Wie sich Gerstäcker in Zukunft die Stellung des Adels denkt, ersehen wir aus der Unterredung des alten Barons v. Solberg mit

---

[30] Pfarre und Schule, Bd. II, S. 210—211.

[31] Ibid., Bd. III, S. 38.

[32] Im Eckfenster, Serie II, Bd. XII, S. 470.

[33] Im Eckfenster, Serie II, Bd. XII, S. 579.

[34] Georg Büchners Sämtliche Poetische Werke von Arnold Zweig, 1923, Rösl & Cie., München und Leipzig, S. 257.

[35] Fr. Spielhagen, Problematische Naturen, Erste Abtheilung, S. 139.

seinem Sohn. Letzterer ist von dem neuen demokratischen Zeitgeist angesteckt und zeigt seinen Bruch mit den veralteten Ansichten des Adels in der Heirat mit einer armen Bürgerlichen. Als der alte Herr von dieser Heirat hört, entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

„Es geht mit dem Adel bergab,"

meint der Vater,

„... die gute alte Zeit ist vorbei, und geschwunden, demokratische Ideen breiten sich mehr und mehr, und leider selbst in unseren Kreisen aus, und die Stelle des ehrwürdigen Ranges nimmt ein gemeines Metall ein: das Gold ... Das Gold ringt jetzt mit dem Adel um die Herrschaft und leider läßt es sich nicht leugnen, daß der letztere mit jedem Tage an Boden verliert."

Darauf antwortet ihm sein Sohn:

„Und hältst Du das für ein Unglück, Vater? Ist es nicht der praktische Geist der Zeit, der nicht mehr nach eingebildeten oder gedachten Verdiensten, sondern nach wirklichen Zahlen rechnen will?"[36]

Eine verhältnismäßig große Anzahl von Adligen begegnet uns in Gerstäckers Schilderungen der fremden Länder. Der größere Teil derselben schneidet dabei eine recht jämmerliche Figur. Das Einleben in einem fremden Lande wird ihnen dadurch sehr erschwert, daß sie absichtlich oder unabsichtlich allerlei Vorurteile und Illusionen mitbringen. Für ihre ererbten Rechte hat das Ausland gewöhnlich nicht das gewünschte Verständnis und das Resultat ist bittere Enttäuschung. Kennzeichnend für den letzteren Gesichtspunkt ist die kleine Geschichte, „Ein Versuch zur Ansiedelung, oder: Wie's dem Herrn v. Sechingen im Urwald gefiel"[37].

Gerstäckers Angriffe gegen den Adelsstand stimmen in den meisten Punkten mit denen Heines überein, wenn letzterer vom sozialistischen Geiste getrieben wird, oder wenn er es für vorteilhaft hält, den Jungdeutschen zu spielen. In der Tragödie „William Ratcliff" haben wir einen wilden Kraftausbruch des Heineschen Sozialismus, wenn er über den Adel sagt:

„... einen Mann ergeift der Zorn,
Wenn er betrachtet wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Ueberfluße schwelgen,
In Sammt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doctor Grahams ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
Und stolz herabseh'n auf den Hungerleider,
Der, mit dem letzten Hemde unterm Arm,
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert."[38]

---

[36] Im Eckfenster, Serie II, Bd. XII, S. 617—618.

[37] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 475—519.

[38] Heines Werke, von Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. III, S. 271—272.

Georg Büchners Ansicht über den Adel zeigt ebenfalls große Verwandtschaft mit der Gerstäckers. In einem Briefe an Gutzkow heißt es:

> „Man muß ... die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann."[39]

In den adligen Kreisen treten uns gewisse Salonfiguren — — Gerstäcker nennt sie auch „Gesellschaftstiger" — entgegen. Exemplare dieser Art entlehnt er meistens dem „Geschlecht der Räte", einer Menschenklasse, die etwas charakteristisch Deutsches darstellt. Für ihn sind sie der Aussatz am Volkskörper, unnütze Brotesser, elende Schmarotzer am Staatsschatz. Jede Gelegenheit benutzt Gerstäcker, um seinem Aerger gegen die

> „Hof-, Finanz-, Staats-, Steuer-, Polizei-, Forst-, Land-, Bau-, Cabinets-, Kirchen-, Kammer-, Gemeinde-, Marine-, Schul-, Regierungs- und Commerzienräthe und Varietäten dieser — die geheimen, wirklichen, ordentlichen und Titularräthe"[40]

Ausdruck zu geben. An einer anderen Stelle spricht er von ihnen als dem Heer der „Staubkriecher und Schmarotzer"[41].

Der realistische Gerstäcker steht den Gebildeten mit recht wenig Verständnis gegenüber. Wenn dem Adligen die Tradition und Gesellschaft wie Blei an den Füßen haften und ihn immer wieder ins alte Fahrwasser zurückziehen, so ist es bei dem Gebildeten dagegen das Wissen, das ihn von der Wirklichkeit entfernt. Er wird auf diese Weise dem Leben entfremdet, dem Tatmenschen oft ein Gegenstand des Lächelns. In Gerstäckers „Die Colonie" sagt der Direktor der Ansiedlung in ironischer Weise: „Aus allen Schichten der Gesellschaft bekommen wir die Proben, und der hohe Adel wie Künstler und Gelehrte liefern jederzeit die werthvollsten Exemplare"[42]. Es scheint Gerstäckers Glaube zu sein, daß der praktische Mann mit gesundem Menschenverstand allen Stubengelehrten überlegen sei. Der vorerwähnte Ausspruch Gerstäckers, „er [der Mensch] hat Schulen, in welchen den jungen Menschen das gelehrt wird, was sie im Leben selber lernen" sei ins Gedächtnis zurückgerufen.

Einem typischen Vertreter der gebildeten Klasse begegnen wir in der Reiseschilderung „Nach Amerika". Es ist Professor Lobenstein. Sein spezielles Gebiet ist die Gewerbskunde. Obgleich in der Theorie dieser Wissenschaft wohl erfahren, ist er in der

---

[39] Georg Büchners Sämtliche Poetische Werke von Arnold Zweig, S. 313.

[40] Hell und Dunkel, Serie II, Bd. II, S. 288.

[41] Ibid., S. 291.

[42] Die Colonie, Serie I, Bd. VIII, S. 160.

Praxis ein erfolgloser Mann. Er versucht es mit einer gewerblichen Zeitung in Deutschland. Nachdem dieses Unternehmen ein finanzielles Fiasko erlitten hat, wandert er nach Amerika aus. Dort auf seiner Farm glaubt er, den geeigneten Ort zur Verwirklichung seiner Pläne gefunden zu haben. Doch seine Theorien erweisen sich als unpraktisch; sein kleines Vermögen wird auf diese Weise nur noch vergeudet. Er ist so blind für die Wirklichkeit, daß er erst des Ernstes der Lage gewahr wird, als der Ruin des Hauses bevorsteht. Sein Vermögen wird nur durch die Tatkraft eines „rein materiellen Menschen" gerettet, den die Erfahrung die nötige Einsicht in die Dinge des Lebens gelehrt hat. Ein alter, erfahrener Gutsverwalter urteilt über solche Oekonomen, denen die nötige Praxis fehlt, folgendermaßen:

> „Jetzt wird Alles in den Schulen und Instituten aus lauter Büchern gelehrt: das Melken und Käsemachen, und das Ackern und Eggen ... und können es nur so am Schnürchen hersagen. Den Mist lassen sie ja sogar aus Amerika kommen. Wie's aber nachher um die Wirthschaft aussieht, das ist eine andere Sache und da verexperimentiren sie denn gewöhnlich die ganze Blase, und Unsereiner muß nachher mit den Fäusten wieder dreinspringen und gut machen, was die klugen Leute Alles verdorben haben."[43]

Mit der Wirklichkeit nicht vertraut, fehlt den Gebildeten auch das Verständnis für die Geheimnisse der Natur und der Tiere, die darin leben. Ihr Sinn ist tot, ihr Herz unempfindlich für die Schönheiten der Welt. Ein alter, am Busen der Natur lebender Forstbeamter spricht diesen Gedanken aus:

> „Instinct ist ein Wort, das prächtig für die Art von Leuten paßt, die in den Städten die dicken Bücher schreiben und deren eigener Verstand still steht, wenn sie einmal zu uns in den Wald kommen und das Leben und Treiben der Thiere zu sehen kriegen."[44]

Recht lebhaft werden wir beim Lesen solcher Stellen an Reuter erinnert[45].

Wenn Gerstäcker an einer vorher erwähnten Stelle sagt, daß die Schule die Jugend Dinge lehrt, die ihnen die Erfahrung selber bringt, so wird der Lehrerstand daduch indirekt angeklagt. Wie wir in „Pfarre und Schule" gesehen haben, weiß Gerstäcker sehr wohl, welche wichtige Rolle der Lehrerstand im Volksleben spielen könnte. Leider findet er aber nur recht wenige Mitglieder dieses Standes, die sich der Idealauffassung nähern. Um nur eine Beschreibung eines Pädagogen hervorzuheben:

> „... [der] Hofmeister war ein strenger, finsterer, Pedant, der, wie leider nur zu viele Pädagogen, nichts auf der Gotteswelt in seinem ganzen Leben gelernt hatte als Griechisch und Lateinisch, und für welchen deshalb auch weiter nichts existirte."[46]

---

[43] Der Kunstreiter, Serie II, Bd. VIII, S. 114.
[44] Der Kunstreiter, Serie II, Bd. VIII, S. 160.
[45] Fritz Reuter, Ut mine Stromtid, Bd. 12—14, Kap. 15, S. 23—25.
[46] Der Erbe, Serie I, Bd. XI, S. 181.

Eine ganz ähnliche Verachtung des Lehrerstandes drücken die verschiedenen Charaktere in „Problematische Naturen" aus. Attribute wie: „entsetzlich gelehrt", „eckig", „pedantisch" und „langweilig" werden ihnen beigelegt[47]. An einer anderen Stelle behauptet Spielhagen, die Universitätsreife werde darin erkannt, daß der Schüler mit Schulkenntnissen aller Art so angefüllt ist, wie ein Ei voll Dotter, im übrigen aber so hilflos und unwissend sei, wie ein Küchlein, das eben aus der Schale gekrochen ist[48]. Die Kollegen Oswald Steins an dem Gymnasium werden im selben Roman folgendermaßen beschrieben:

> „dieser von verwaschener Humanität überfließende Direktor Clemens; dieser stocksteife, hölzerne Professor Snellius, dieser bei so wenig Witz so äußerst behagliche Doctor Kübel; diese gelehrten Löwen Wimmer und Breitfuß."[49]

Eine solche Einstellung gegenüber den Gebildeten ist bei Gerstäckers praktischer Weltanschauung ganz natürlich. Es fehlte ihm an Zeit und Geduld, sich mit wissenschaftlichen Büchern gründlich zu beschäftigen. Sein Skeptizismus Akademisch-Vorgebildeten gegenüber kommt auch in dem Briefverkehr mit seinem Verleger Costenoble zum Ausdruck. Das Lesen der Druckbogen besorgt er selbst, denn es fehlt ihm an dem nötigen Vertrauen zu den gebildeten Korrektoren. Im Briefe an seinen Verleger (1. März 1867) heißt es:

> „Ich habe das Manuscript sorgfältig durchgearbeitet und jeder verständige Correcktor kann die Correcktur besorgen. Geben Sie es nur um Gottes Willen keinem g e l e h r t e n Correcktor, die immer Satz-Aenderungen vornehmen wollen und dann oft größten Unsinn machen."

An einer anderen Stelle lesen wir:

> „Ich bitte Sie aber dringend sie keinem Correcktor keinem Dr. Franke etwa in Leipzig zu geben, denn d i e Herren corrigieren nur erst Fehler hinein, wie ich schon mehrmals zu meinem Schaden erfahren habe." (24. Mai 1866.)

Der Klasse der Gebildeten nahestehend sind die Schöngeister, die, Gerstäckers Ansicht nach, zu damaliger Zeit ihr Unwesen treiben. In diesem Punkte fühlt man sich wiederum an Spielhagen erinnert. Der Unterschied besteht darin, daß in den Schriften Gerstäckers diese Rolle von Männern gespielt wird, während Spielhagen diese Liebhaberei in Frauenhände legt. Gerstäcker zeichnet sie als Personen, die von dem Wahn besessen sind, etwas Großes auf literarischem Gebiet leisten zu können. Fast in jedem seiner Werke tritt uns ein Charakter dieser Art entgegen. Sie spie-

---

[47] Fr. Spielhagen, P r o b l e m a t i s c h e N a t u r e n, Erste Abtheilung, S. 43 und 138; Zweite Abtheilung, S. 285.

[48] Problematische Naturen, S. 129.

[49] Ibid., S. 130.

len die Rolle eines Gelegenheitsdichters, eines Vorlesers oder sind Herausgeber einer Zeitung. Einen Namen, den Gerstäcker verschiedentlich in seine Werke hineinbringt, ist der des humoristischen Schriftstellers Strohwisch. Zur Erklärung einiger kleiner Gedichte in „Pfarre und Schule" heißt es in einer Fußnote: „Die nachfolgenden Zeilen habe ich der interessanten Sammlung ‚humoristischer Mondlichter' von Theodor Drobisch entnommen"[50]. Diesen Namen ändert Gerstäcker sonst auf „Strohwisch" um, und weist dadurch bereits auf die verächtliche Behandlung dieser Person hin. Einige Blüten seiner „Mondlichter" werden uns geliefert, zum Beispiel:

„Wär Michels Kopf so spitz,
Wie seiner Mutter Zunge
Dann wäre er fürwahr
Ein grundgescheiter Junge.

oder:

Der Feuerlärm so in der Nacht
Hat doch was zu bedeuten,
Denn er versammelt tausende
Von — aufgeweckten Leuten."[51]

Dieser Strohwisch-Charakter kommt wieder im Roman „Eine Mutter" vor. Neben gelegentlichen Dichterarbeiten spielt er hier eine Hauptrolle als „Redigierer" eines kleinen Tageblattes. Als Herausgeber dieser Zeitung schwingt er besonders die Geißel über das Theater und dabei „versteht er vom Theater soviel wie eine Kuh"[52]. Zu den besten Beispielen dieser Sorte gehört Dr. Spiegel in „Die beiden Sträflinge", über den wir folgendes lesen:

„Der deutsche Schöngeist stak ihm noch zu sehr im Kopf, und da er im alten Vaterlande nicht im Stande gewesen war, seine sämtlichen Phantasien zwischen lauter Undankbaren zu verwirklichen und zu verwerthen, suchte er sich einen andern Wirkungskreis."[53]

Die Frage der Schöngeisterei bringt uns auf das Verhältnis Gerstäckers zur Dichtkunst. Auf Seite 31 ist ein Ausspruch angeführt, worin er sich gegen eine Vermengung von Politik und Poesie wehrt. Politik ist das jämmerlichste Gebiet, auf das sich die Dichtkunst verirren kann. Was uns bei Gerstäckers Einstellung zur Poesie überrascht, ist die Tatsache, daß dieser Diesseitsmensch das Romantische darin vermißt, und zwar ist diese Neigung zum Romantischen durchaus nicht das Resultat einer späteren Entwicklungsperiode, wie gelegentliche Gespenstergeschichten, die aus seiner Feder stammen, beweisen. Dieser Widerstreit zwischen Realismus und Romantik findet sich schon in frühen

[50] Pfarre und Schule, Bd. III, S. 184.
[51] Ibid., S. 185 und 197.
[52] Eine Mutter, Serie I, Bd. IX, S. 384.
[53] Die beiden Sträflinge, Serie II, Bd. I, S. 307—308.

Werken; so stammen zum Beispiel die folgenden Ausführungen aus dem Jahre 1854. Das Ueberraschende dabei ist, daß Gerstäcker die Romantik selbst an der nämlichen Stelle kritisiert, an der er ihre Abwesenheit bedauert. Es tut ihm leid, daß die Menschen so verwünscht gescheit und prosaisch geworden sind, daß sie es gelernt haben, sich alle großen Naturerscheinungen auf natürliche Weise zu erklären. Er glaubt, dies sei ein großer Nachteil für die Menschen, denn alles, was sie auf diese Weise erfahren haben, ist ihre eigene Kleinheit und Nichtigkeit. Dafür ist der deutsche Wald seiner Elfen und Gnomen, die Ströme und Quellen mit pedantischer Hand aller wundersamen Nymphen beraubt worden. Die Schutzgeister, die an unserer Wiege saßen und uns vor Not schützten, mußten das Weite suchen. Dasselbe Schicksal erlitten die Feen, Wasserweibchen und Wimpfelmännchen. Selbst der Teufel hat sich vor der „entsetzlich überhandnehmenden Klugheit unseres Geschlechts in seine biblischen Vesten" zurückgezogen. Die lieblichen Märchen haben wir, „als wir uns kaum hinter den Ohren trocken fühlten", zum Fenster hinausgeworfen. Die ganze Welt ist in Schubladen und Fächer eingeteilt und der „philisterhafteste, pedantischste Katalog" gibt uns über den Inhalt Aufschluß. Wir wissen alle Namen der Gebirge, der Erdschichten und der verschiedenen Gase. Die Frage: „Sind wir dadurch glücklicher geworden?" beantwortet Gerstäcker mit „N e i n". Selbst auf: „Sind wir nur eben so glücklich geblieben als wir damals waren?" erwidert seine primitive Lebensphilosophie: „Ich glaube nicht"[54]. In demselben Geiste ist ebenfalls die kleine Geschichte „Herr Schultze" geschrieben. Es ist eine Satire auf die Geistesrichtung der Zeit und die Literaturverhältnisse, wie sie zur Zeit der Reaktion in Deutschland existierten.

> „Die Zeit der Wunder ist vorüber, die Welt glaubt nicht mehr an das Ueberirdische, denn sie will Alles in nüchterner, hausbackener Wirklichkeit haben, um es so recht aus Herzensgrund begreifen, das heißt, b e t a s t e n zu können,"

sagt er im Anfange der Erzählung „Herr Schultze"[55], der er den Untertitel „Ein Märchen" gibt. Der Mensch bezeichnet alles Geisterhafte als ein Hirngespinst: „Der gute Mann habe mit wachenden Augen geträumt", heißt es. Der liebe Gott befindet sich darum in großer Verlegenheit darüber, was er mit dieser Welt anfangen soll. Was das Treiben der deutschen Bundesstaaten anbetrifft, so sieht es dort „in jeder Hinsicht windig und böse aus". Mit der Politik sind nur die Kammerherren und Kammerdiener zufrieden. Die Religion „drohte gleichfalls wieder eben aus Religion ganz irreligiös zu werden". Den Armen, „i. e. solchen, die nicht gewußt haben, reich zu werden", wurde das Leben eine Last und des Bittstellens ist kein Ende. Diesen verwickelten Zuständen will

[54] R e i s e n, Serie II, Bd. X, S. 500.
[55] A u s z w e i W e l t t h e i l e n, Serie II, Bd. VII, S. 193.

Gott mit natürlichen Mitteln abhelfen. Was die Religion anbetrifft, so sollte die ihm keine Schwierigkeiten bereiten, „... er hatte das schon früher dem Moses in einer Viertelstunde diktiert —". Die Politik war das schwierigere Gebiet, doch hoffte er — „... er hatte ja den Menschen die Vernunft gegeben" — die Dinge bald geregelt zu sehen. Es bleibt nur die Frage, auf welche Weise er der Menschheit seine Ratschläge übermitteln soll. Durch eine feurige Schrift am Himmel? Das aber hätten die Freigeister und Professoren als etwas Natürliches erklärt, die Theologen dagegen hätten ihr eine falsche Auslegung gegeben. Darum beschließt Gott aus Liebe zum Menschengeschlecht, ein Buch zu schreiben, in dem er seine Ideen bezüglich der zu verbessernden Verhältnisse darlegen will, und mit diesem Buche will er selbst auf die Erde herabsteigen. Mit Gedankenschnelle fliegen die Zeilen auf das Papier nieder, „und wenn sich der Liebe Gott auch, seit er damals die Zehn Gebote entworfen, nicht mehr mit literarischen Arbeiten beschäftigt hatte, so ging die Sache doch verhältnismäßig ungemein schnell". Als junger Mann verkleidet kommt er auf diese Erde und begibt sich zum Buchhändler Schmerz, dem er sich als Herr Schultze vorstellt. Ihm überreicht er sein Manuskript: „Enthüllungen der geheimsten und segensreichsten Urkräfte des Erdballs". Dieses behandelt alles, was irgendwie von Wichtigkeit ist: Viehzucht und Ackerbau — Religion und Politik. Zuerst beanstandet Buchhändler Schmerz die flüchtige Schrift, ein Nachteil, der aber der Meinung des Herrn Schultze nach durch den gediegenen Inhalt aufgehoben wird. Darauf bittet Schmerz den lieben Gott, ihm das Manuskript bis morgen zu überlassen, um sich mit dessen Inhalt besser vertraut zu machen. Am nächsten Morgen erscheint Herr Schultze, um die Entscheidung des Verlegers zu vernehmen. Schmerz findet, daß sich das Buch nicht zur Veröffentlichung eignet.

> „Für ein wissenschaftliches Werk ist zu viel Phantasie, — für Phantasie zu viel Wissenschaftliches darin, und dann — druckten wir es nicht äußerst splendid, daß es über zwanzig Bogen gäbe, so striche uns der Censor die ganze Geschichte."[56]

Dann spricht Herr Schmerz über den Inhalt des Werkes:

> „Das Ganze ist zu prätensiös geschrieben. Sie reden da in einem fort: das muß s o sein und das s o, hier thue d i e s und da thue d a s, die Wirkung wird dann im ersten Jahr s o, im zweiten s o, und im dritten und den folgenden s o sein; die Behandlungsart von A wirkt auf B, und die Unterlassung würde sich für drei Jahre wieder s o, und für andere zehn wieder s o gestalten. Nein, das geht nicht, mein bester Herr Schultze, damit kommen wir nicht mehr durch. Ja, in alten Zeiten, da ließ man sich das gefallen,

[56] A u s z w e i W e l t t h e i l e n, Serie II, Bd. VII, S. 198 (Alle Schriften, die nicht mehr als zwanzig Bogen hatten, waren zur damaligen Zeit -- um 1848 — laut Gesetz verboten.)

damals gehörte nur eine etwas dreiste Stirn dazu, die Welt glauben zu machen, was man wollte; aber jetzt gehen wir der Sache tiefer auf den Grund."[57]

Danach geht Schmerz über auf die Kritik der politischen und religiösen Anschauungen des Herrn Schultze:

„Ueberdies erlauben Sie sich auch über Politik, und besonders über Religion Aeußerungen, die ich selbst nicht einmal unter dem Namen Schultze vertreten möchte. Am Ende brauchen wir ja gar keine Priester und Prediger mehr; und dann die Beleuchtung Ihrer sozialen Verhältnisse? Nein, mein guter Herr Schultze: würde ich das Buch, das allerdings Geist verräth, wirklich drucken, so glaubt uns erstlich kein Mensch ein Wort von Dem, was drinnen steht; dann kämen wir wegen des einen Theils in die schönste Criminaluntersuchung, und über den anderen Theil fielen nachher die Recensenten wie wahnsinnig her ... Ich käme aber wahrhaftig nicht einmal auf die Kosten, denn ein Leihbibliothekenbuch ist das nicht."[58]

Daraufhin lehnt Buchhändler Schmerz höflichst den Druck des Buches ab. Mit den Verlegern, die Herr Schultze während der nächsten sechs Tage besucht, verläuft die Sache ebenfalls ergebnislos. Am sechsten Tage ersucht ihn die Polizei, seinen Paß vorzuzeigen, und da er nicht im Besitze eines solchen ist, wird er zum Polizeibüro genommen, wo ihm die Weisung wird, sich binnen vierundzwanzig Stunden einen Paß zu verschaffen oder die Stadt zu verlassen. Dieses treibt die Geduld des lieben Gottes zum Aeußersten, denn, obgleich er nur das Wohl der Menschheit im Auge hat, werden ihm nichts als Hindernisse in den Weg gelegt.

„Nein, er sah jetzt ein, daß es die Sterblichen gar nicht besser verdienten; sie wollten das Alles, was sie drückte und quälte, behalten — sie wollten kein Licht haben, und wenn sie sich die Schädel an den Wänden einstießen."[59]

So kehrt er dann in den Himmel zurück, nachdem er das Manuskript dem Feuer übergeben hat.

Heine ebenfalls beklagt sich über die Abwesenheit alles Romantischen in dieser Periode, wofür er die deutschen Philosophen verantwortlich hält.

„Es ist nicht meine Schuld, ... daß die deutsche Philosophie just das Gegenteil ist von dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daß unsre modernsten Philosophen den vollständigsten Atheismus als das letzte Wort unsrer modernsten Philosophie proklamierten. Sie rissen schonungslos und mit bachantischer Lebenslust den blauen Vorhang vom deutschen Himmel, und riefen: ‚Sehet, alle Gottheiten sind entflohen, und dort oben sitzt

---

[57] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 199.
[58] Ibid.
[59] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 201.

nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.'"[60]

Soweit über die sogenannten höheren Klassen: den Adel und die Gebildeten. Im Gegensatz dazu wollen wir uns nun Gerstäckers Behandlung der anderen Stände zuwenden. Einige Streiflichter aus dem Handwerksleben werden uns in seinen Werken vorgeführt. Die Art und Weise seiner Darstellung dieses Standes läßt erkennen, daß er für ihn eine gewisse Achtung oder doch wenigstens Wohlwollen hat. Der ironische Beigeschmack, der ihm wie den meisten Schriftstellern der Zeit, die der Jungdeutschlandbewegung nahestehen, bei den Schilderungen des Adels eigen ist, verliert sich, und macht einer gewissen Wärme Platz. Zu diesen Kreisen fühlt sich Gerstäcker mehr hingezogen. Sein primitiver Charakter hat mehr mit dem natürlichen, aus Ueberzeugungstreue geborenen Handeln dieser Leute gemein, als mit dem ungesunden, übertriebenen Kulturzustand, der unter den höheren Kreisen herrscht und dem er fast feindlich gegenübersteht. Hier glaubt er wahre Gefühlstiefe vorhanden, eine Zusammengehörigkeit, die aus dem Boden gemeinsamer Arbeit hervorgeht, also nicht auf einer zweifelhaften Vergangenheit ruht. In diesen Kreisen schlummert Gerstäckers Meinung nach die zukünftige Größe Deutschlands. An anderer Stelle spricht er von dem „gesunden, kräftigen Stamm"[61]. Jeder Handwerker ist stolz auf seinen Stand. Die Väter wünschen, daß ihre Söhne denselben Beruf ergreifen. Hervorragend ist das herzliche Verhältnis zu Frau und Kindern. Nur eins geht darüber, und das ist die Ehre des guten Namens. Fällt ein Schatten auf ihre Ehre, so sind sie bereit, auch die innigsten Bande zu zerreißen, selbst wenn es ihnen großes Herzeleid verursacht. Die Darstellung dieses übertriebenen Ehrgefühls scheint typisch für die Zeit zu sein — wir brauchen nur an Hebbel und Otto Ludwig zu denken. In „Der Erbe" haben wir Fritz, den späteren Baron v. Wendel, den der Schlossermeister Baumann unwissenderweise als seinen eigenen Sohn erzogen hat. Fritz stellt letzterem das beste Zeugnis als Vater und Familienhaupt aus. Als Baumann aber erfährt, daß seine Frau an dem Kindertausch beteiligt ist, will er nichts mehr mit ihr zu tun haben und verlangt Scheidung von ihr. Gründe, wie übertriebene Mutterliebe, läßt er nicht gelten. Die Trennung dieser zwei Menschen, die während des größeren Teils ihres Lebens in Leid und Freud sich gegenseitig eine Stütze gewesen sind, wird aber durch die Menschenkenntnis eines erfahrenen Notars verhindert, der die starke Liebe beider Ehegatten für ihr kleines Töchterchen als neues Bindungselement gebraucht. Dennoch hält Meister Baumann es nun nicht mehr in der Heimat aus und zieht nach Amerika.

[60] Heines Werke von Ernst Elster, Bibl. Institut, Leipzig, Bd. VI, S. 41 (Erste Auflage).

[61] Hell und Dunkel, Serie II, Bd. II, S. 331.

Dem grundehrlichen, stets hilfsbereiten Blechschmied Lischke begegnen wir in „Die beiden Sträflinge". Er ist der Herr der Familie — fast ein kleiner Tyrann. Mit der „hochadligen Sippschaft" will er nichts zu tun haben. Seine rationalistische Einstellung zeigt sich besonders, wenn er von der Liebe spricht. Die Ehe ist für ihn nicht die Vereinigung von zwei sich liebenden Herzen, sondern eine rein verstandesmäßige Wahl, von den Eltern vorgenommen, die darüber am besten zu urteilen wissen. In religiösen Dingen hält er an einem reinen Buchstabenglauben fest, der ihn mit felsenfester Ueberzeugung seine Handlungsweise durch den Bibelspruch rechtfertigen läßt: „Die Frau soll dem Manne treu sein und ihm g e h o r c h e n, so lehrt es uns selber die heilige Schrift"[62]. In solcher Starrköpfigkeit müssen wir trotz der Entschuldigung, daß er das Beste für seine Tochter will, einen Mißbrauch der väterlichen Gewalt sehen. Als seine Tochter nun versucht, durch Flucht das Haus zu verlassen, um ihren Geliebten, einen schurkischen Adligen zu heiraten, der sie nur des Geldes wegen zur Frau nehmen will, ist sein ganzes Vertrauen zur Menschheit plötzlich erschüttert. Ein übertriebenes Ehrgefühl verbittert gleichfalls das Leben des biederen Tischlermeisters Handorf in „Im Eckfenster". Das Gesetz, der Buchstabe, hat seinen Sohn belastender Umstände wegen als Raubmörder verhaftet, und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Sein Glaube an die Unfehlbarkeit des Rechts ist so stark, daß ihm gar nicht der Gedanke kommt, sein Sohn könne unschuldig sein. Zuletzt muß er doch einsehen, daß selbst beim Gericht Fehlgriffe vorkommen können. Alle guten und edlen Seiten dieses Menschen befinden sich infolge der übertriebenen Rechtsbegriffe in einem Uebergangsstadium, das allmählich zur Versteinerung führt.

Vergleichen wir zum Schluß Heines Einstellung zum Handwerker mit der Gerstäckers, so wird der große Unterschied zwischen beiden klar. Gerstäcker hat ein warmes Herz für diesen Stand; Heine hat trotz aller liberalen Phraseologie nur Verachtung für ihn. Sein Herz hat mit dem gewöhnlichen Manne nichts gemein. In seinem Buch „Ludwig Börne" heißt es:

> „Die Pariser Propaganda bestand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zusammenkünfte von Handwerkern deutscher Zunge ... Ein verwachsener, krummbeinichter Schustergeselle trat auf und behauptete, alle Menschen seien gleich. Ich ärgerte mich nicht wenig über diese Impertinenz. Es war das erste und letzte Mal, daß ich der Volksversammlung beiwohnte ... Es ist vielleicht metaphorisch gemeint, wenn Börne behauptet: im Falle ihm ein König die Hand gedrückt, würde er sie nachher ins Feuer halten, um sie zu reinigen; es ist aber durchaus nicht bildlich, sondern ganz buchstäblich gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie nachher waschen werde."[63]

[62] D i e b e i d e n S t r ä f l i n g e, Serie II, Bd. I, S. 474.

[63] H e i n e s W e r k e von Ernst Elster, Erste Auflage, Bd. VII, S. 79 und 80, 81.

An anderer Stelle gebraucht Heine die folgenden Worte:

> „Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutiren begann in seinen schmutzigen Symposien ..., als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergssprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, daß begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende."[64]

Liebe zu dem niederen Volke spricht gewiß nicht aus solchen Aussprüchen, und wir müssen an Goethes Worte denken, mit denen er Heines Gegner Platen der Lieblosigkeit zeiht. Es steht dies im geraden Gegensatz zu Gerstäckers Schaffen, der gegen die Zeitströmungen, gegen die religiöse Betätigung der Zeit nur darum ankämpft, weil er die Liebe darin vermißt. Goethes Urteil über Platen lautet:

> „Es ist nicht zu läugnen, er besitzt manche glänzenden Eigenschaften; allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser, wie seine Mitpoeten und sich selber und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von Platen gelesen, und sein reiches Talent ist nicht zu verkennen. Allein — wie gesagt — die Liebe fehlt ihm und deshalb wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen."[65]

Der Bauernstand findet in Gerstäckers Werken nur wenig Beachtung. Wird er einmal erwähnt, so dient er entweder als Kontrastfigur zum amerikanischen Farmer oder er wird als Beispiel für den Bildungsmangel der niederen Klassen herangezogen. An keiner Stelle versucht Gerstäcker, das Leben der Landleute ausführlich zu beschreiben. Wie bereits zu Ende des zweiten Kapitels angeführt wird, unterscheidet sich der Bauer in der Bildung nur wenig von dem Arbeiter. Gerstäcker tadelt das plumpe, unbeholfene Wesen, an dem man den braven Nährstand erkennt und das daher stammt, daß der Landmann so wenig mit den höher stehenden Klassen in Berührung kommt. Er betont den großen Unterschied zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Bauer. Dem ersteren geben seine Unabhängigkeit, seine Freiheit, sein Selbstgefühl ein ungezwungenes Auftreten. Er ist den Bauerngestalten ähnlich, denen Gerstäcker in der Schweiz begegnet ist. Der Bauer des flachen Landes unterscheidet sich sehr nachteilig von den letzteren.

---

[64] Ibid., S. 79 und 80, 81.

[65] Eckermann: Gespräche mit Goethe. 25. Dezember 1825.

„Der deutsche Bauer ist nur zu oft Denen gegenüber, die er über sich weiß, scheu, täppisch und unbeholfen, oder gar kriechend; gegen Die, die ihm gleich stehen, und seine Untergebenen oder gegen Aermere grob und hochfahrend"[66].

Dies Urteil entspricht einem andern, das er in „Pfarre und Schule" fällt.

„Es tut mir leid, daß ich's sagen muß, aber unser Bauer, wie er jetzt ist, paßt nur für ein Joch, in dem er bis dahin seinen Nakken streckte — er ist von Herzen gutmütig, aber dabei störrisch und hartköpfig, mißtrauisch bis zum äußersten Grad — kriechend höflich gegen die, in deren Händen die Gewalt liegt, übermütig bis zum Ekel gegen die Untergebenen und rücksichtslos unverschämt, wo er sich im Rechte glaubt oder weiß."[67]

Als Gerstäcker an einem Krater auf der Insel Java steht, erzählt er uns, daß die Eingeborenen diesen Ort als den Aufenthaltsort der bösen Geister bezeichnen, was ihn gar nicht überrascht, denn „unser in Dummheit und Gottesfurcht aufgezogener Bauer" würde ganz ähnliche Dinge denken, da sein „Kopf voll von Teufel und Hölle und ewiger Verdammnis, von Feuer und Schwefel, von Heulen und Zähneklappern"[68] steckt. Da er selbst nur wenig Erziehung genossen hat, so hat der Bauer auch kein Interesse, viel Geld für Lehrer auszugeben. Jeder Pfennig, den er für Unterricht hergeben muß, schmerzt ihn und es muß förmlich Zwang geübt werden, damit er seine Kinder in die Schule schickt. Politische Urteilsfähigkeit spricht Gerstäcker diesem Stand durchaus ab[69]. Das Verhalten des Bauernstandes muß von Grund auf geändert werden, wenn sich die politische Lage in Deutschland verbessern soll. Ein Beispiel dafür ist die Unterredung zwischen einem nach Amerika eingewanderten Bauern und seinem erwachsenen Sohn, in der der Vater gegen alle Einmengung in die Politik warnt. Der Meinung des alten Mannes nach ist es ein glückliches Dasein, wenn man sich nicht um politische Angelegenheiten zu kümmern braucht. Darauf antwortet ihm der Sohn:

„Nein, ... das wäre kein Glück — unsere Rechte müssen wir uns wahren, unsere Freiheiten vor jedem Angriff schützen, sonst verdienen wir nicht den Namen Republikaner und versänken allgemach wieder in den alten Schlamm einer despotischen Monarchie zurück, von der uns, Gott sei Dank, die starken Arme unserer Väter befreit haben."[70]

---

[66] Eine Gemsjagd in Tyrol, Serie II, Bd. VIII, S. 77—78.

[67] Pfarre und Schule, Bd. I, S. 252—253.

[68] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 499.

[69] General Franco, Serie II, Bd. V, S. 434. Hier schildert Gerstäcker die Anteilnahme der Peons am politischen Leben der Nation. „Diese [Letzteren] haben noch weniger Urtheilsfähigkeit in Allem was Politik betrifft, als der deutsche Bauer, und damit, glaube ich, ist das Aeußerste gesagt."

[70] Mississippi-Bilder, Serie I, Bd. X, S. 620.

Auf die Lage der Arbeiter beziehen sich unzählige Stellen, die uns die Not dieser Klasse in eindringlicher Weise schildern, doch werden uns nicht individuelle Gestalten, sondern nur allgemeine Typen vorgeführt. Es sei erlaubt, hier nur zusammenfassend eine Beschreibung anzuführen:

> „Die Species der europäischen Wilden, auch manchmal Proletarier genannt, nähert sich hinsichtlich der Bedeckung am meisten der Civilisation. Sie gehen gewöhnlich nur mit Kopf, Händen, Füßen, Ellbogen und Knieen barfuß, wechseln zu unregelmäßigen Zeiten die Wäsche, indem sie dieselbe umdrehen, waschen sich nur im Nothfall, haben keine bestimmte Beschäftigung, sind sehr grob und führen einen steten Guerillakrieg mit der Polizei. Die Weibchen tragen keine Crinoline und die Jungen bis zum fünften Jahre das Vorhemdchen auf der verkehrten Seite."[71]

Die Frage, zu welchem Stande sich Gerstäcker besonders hingezogen fühlt, ist recht schwer zu beantworten. Er ist eigentlich in keiner Gesellschaftsklasse zu Hause. Die Unruhe seines Charakters, die sich in den vielen Reisen, in dem ständigen Wechsel des Wohnortes kundtut, ließ ihn nirgends Frieden finden. Trotzdem ist sein Mitgefühl unzweifelhaft auf Seiten der untern Volksschichten, wie dies seine Einstellung in den Werken verrät. Seine gutmütige Natur nimmt ein Interesse an dem Wohl und Wehe der Gedrückten, deren soziale Lage gebessert werden könnte, und die nicht nur die Knechte der höheren Stände sein sollten. Sein freiheitsliebender Charakter, sein stark ausgesprochener Rationalismus empört sich gegen die Einteilung der Menschen in Herren und Sklaven, wie er dies in seinen Angriffen gegen die Sklaverei in Amerika bekanntmacht. Das natürliche Element ist bei den einfachen Leuten noch stärker vertreten, als in den höheren Kreisen, wo Konvention und guter Ton den Menschen zu einem geistlosen Spielzeug herabgewürdigt haben. Gerade dieser Zug spielt bei einer primitiven Natur wie der Gerstäckers eine nicht zu unterschätzende Rolle. Er kann sich in den entlegensten Plätzen der Welt heimisch und zufrieden fühlen, denn der Handschlag eines knorrigen „Backwoodman" gilt ihm mehr als tausend wohlklingende Worte der zivilisierten Welt. Frisches pulsierendes Leben muß ihn umgeben. „Wo etwas Neues zu schaffen ist, da bin ich zu Hause und habe meine Freude daran"[72].

* * *

Nachdem wir in großen Umrissen die einzelnen Stände betrachtet haben, sei es erlaubt, in Kürze die Stellung derselben zur Auswanderung zu beleuchten. Die langen Reisen haben Gerstäcker genug Gelegenheit geboten, die Typen und Klassen von Auswanderern — die aus den verschiedensten Lebenslagen und Um-

[71] Hell und Dunkel, Serie II, Bd. II, S. 292—293.
[72] Achtzehn Monate in Südamerika ... S. 81.

ständen in der Heimat herausgerissen sind — in ihrem Wesen und Handeln in der neuen Welt zu beobachten. Hält Gerstäcker die Ansiedlung in der Fremde für vorteilhaft mit Bezug auf den Deutschen? Im allgemeinen Sinne läßt sich diese Frage nicht beantworten. Gerstäcker selbst gibt uns jedenfalls keine Antwort. Für den einfachen Mann, den Bauer und Arbeiter, wird die Frage von ihm jedoch bejaht; für ihn sieht er eine Aufbesserung darin. Aus diesem Grunde setzt er sich auch für eine deutsche Kolonialpolitik ein, damit diese Leute nicht dem Deutschtum verloren gehen mögen. Schwieriger ist die Lage des Gebildeten, wenn letzterer sich im fremden Lande befindet. Ist er fähig, sich aus den vielen Vorurteilen der alten Welt loszureißen, so ist auch ihm ein Vorwärtskommen gesichert. Selbstverständlich ist eine solche Loslösung nur mit viel Mühe möglich. Für den Gebildeten bedeutet die Heimat mehr, da er mit dem Heimatboden fester verankert ist als der einfache Mann. Gerstäcker vergleicht das Einleben des gebildeten Mannes in einen fremden Erdteil mit dem Verpflanzen einer Rose und einer Rübe[73]. Letztere wird aus dem Boden gezogen und an einer anderen Stelle eingesteckt und eingedrückt. Nach dem ersten Regen oder der ersten Gießkanne ist sie mit dem Boden verwachsen ... An einer Rose dagegen müssen erst die vielen Wurzeln und Fasern verschnitten werden, um sie für die neue enge Behausung passend zu machen, was oft die arme Rose gewaltsam in der Entwicklung aufhält oder sogar zugrunde richtet. In „Wilde Welt"[74] spricht er ebenfalls über diesen Punkt des Längeren. Hier sagt er, daß die Schwierigkeit für den gebildeten Europäer darin besteht, daß er sich gern Illusionen und Träumereien hingibt. Diese bedeuten für ihn ein gefährliches Gift. Nicht selten kommt er in Gegenden, die er vorher mit Idealen bevölkert hat, die einer romantischen Phantasie entsprangen. Hier gilt es aber, mit der Kraft der Fäuste im Schweiße des Angesichts etwas zu schaffen. Daneben tragen sich solche Menschen häufig mit vielen Plänen, die sie nicht allein zum reichen Mann machen, sondern die auch das Volk, „dem sie die Gunst ihrer Gegenwart bringen", heben und beglücken sollen. „Und wie undankbar sind derartige Völker gewöhnlich gegen derartige Pläne, und wie vollkommen auf dem Sand finden sich derartige Menschen mit derartigen Theorien." Dagegen haben der Bauer, Handwerker und Arbeiter selten eine Gefahr von Seiten ihrer Phantasie zu befürchten. Die Ansprüche dieser Leute sind gering, sie betätigen sich in einer praktischen, ausführbaren Weise. An harte Arbeit sind sie von Jugend an gewöhnt. Ihre Erwartungen sind nie so hoch geschraubt, daß sich nicht wenigstens ein Teil derselben verwirklichen kann. In manchen Fällen werden die Hoffnungen noch übertroffen.

[73] Reisen, Serie II, Bd. X, S. 247.
[74] Wilde Welt, Bd. II, S. 140—141.

In einer kurzen Geschichte, die aus fingierten Briefen besteht[75], erzählt Gerstäcker die Erlebnisse der verschiedenen Menschentypen in Amerika. Eine kurze Besprechung derselben wäre hier wohl am Platze. Es sind im ganzen vierzehn Briefe, von denen je zwei aus derselben Feder stammen. Zwischen dem ersten und zweiten Briefe jedes Schreibers liegt eine längere Zeitspanne. Der erste Brief gibt uns den unmittelbaren Eindruck dieser Personen kurz nach der Ankunft in Amerika, der zweite zeigt uns, welche Aenderung diese ersten Eindrücke in besserer oder schlechterer Hinsicht erfahren haben. (Der Untertitel „Eindrücke und Erfahrungen" verrät den Inhalt dieser Zeilen.) Sechs von diesen Briefen tragen ein Datum, und zwar ist es auf allen das gleiche: nämlich März 1848. Die ersten beiden Briefe, die aus der Feder des großen Schwärmers Karl v. Horneck stammen, sind auf Seite 32 angeführt. Sie zeigen uns die bittere Enttäuschung, die dieser Enthusiast nach den ersten „wonneathmenden" Eindrücken von dem „Zauberland" Amerika erfährt.

Darauf folgen zwei Briefe aus der Feder eines Landmanns. Der erste drückt Enttäuschung aus; lockende Beschreibungen, die er vor seiner Abreise nach Amerika gelesen hat, sind dafür verantwortlich. Die idyllischen Farmerwohnungen, die er sich in seiner Phantasie ausgemalt hat, schrumpfen zu Hütten zusammen. Seine Beurteilung der landwirtschaftlichen Arbeitsmethode verrät noch ganz den europäischen Maßstab und die Abgeschlossenheit des amerikanischen Farmlebens ist ihm unangenehm. Eigenartig berührt ihn die Stellung der Knechte und sonstigen Angestellten zur Familie. Die Sehnsucht nach Deutschland erlaubt ihm noch nicht, den Dingen mit objektiven Augen gegenüberzustehen. Dennoch sind seine Worte durchaus ruhig gehalten, seine Urteile nicht abschließend. „Gebe Gott, daß ich mich getäuscht habe". Sein nächster Brief, der aus dem Staate Wisconsin stammt, zeigt, daß er sich in vielen Dingen getäuscht hat. Die Einbildung und die früher gelesenen prächtigen Beschreibungen haben ihre Kraft verloren. Er bekennt freimütig, daß er im Anfang die Lage zu pessimistisch betrachtete. Er hat „Gespenster gesehen". Ackerbau und Viehzucht bieten im Verhältnis zu Deutschland ungeheure Erleichterungen. Seine wenigen Nachbarn hat er als ausgezeichnete Menschen erkannt. Das Verhältnis von Arbeitnehmer und Arbeitgeber, das ihm im Anfang gar nicht behagte, leuchtet ihm jetzt als ganz vortrefflich ein.

> „Die Leute werden von ihren Arbeitgebern ..., ebenso behandelt, als ob sie mit zur Familie gehörten, und müssen deshalb auch ihren freien Willen haben, aber nur so ist es auch möglich, eine wirklich freie Generation zu erziehen, Republikaner zu bilden."[76]

---

[75] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 321—363.
[76] Ibid., S. 347.

Im ersten Briefe rät er dem Vetter ab, ihm nach Amerika zu folgen. Bereits fünf Monate später erzählt er ihm, daß er, falls seine Ansprüche nicht zu groß seien, sich in Amerika durchschlagen könnte, „und Du würdest Dich am Ende recht wohl fühlen"[77].

Es folgen die Eindrücke eines gemeinen Spitzbuben, der das freie Amerika mit seiner Anwesenheit beglückt, um dort ungestörter seinem Handwerk obliegen zu können. Im Anfang geht es ihm auch ganz gut und er ladet seine Kumpane ein, ihm zu folgen. Die freigebigen Landleute betrügt er, von den herumlaufenden Haustieren stiehlt er je nach Bedarf. Doch bald fällt er in die Hände der Farmer, deren primitives Gerichtsverfahren ihm einen heiligen Schrecken einjagt. Von dem Verdacht des Pferdediebstahls kann er sich nur dadurch retten, daß er einen falschen Eid schwört. Die Bauern befreien sich von seiner unerwünschten Gesellschaft, indem sie ihm freie Reise nach Texas geben. Jetzt schimpft er und wünscht sich in sein geliebtes Deutschland zurück.

Der nächste Brief ist von einem Adligen verfaßt. Doch ungleich dem ersten, der von dem Fieber freiheitlicher Demokratie angesteckt war und darum nach Amerika kommt, ist dieser, Hugo, Graf von Böllinghausen und Nistadt, weiter nichts als ein Lebemann. Seine Stelle als Rittmeister in der Armee brachte ihm nicht genug ein, um „standesgemäß" leben zu können. Das amerikanische Gold zieht ihn hinüber. Sein erster Eindruck von der „Republik" macht sein Herz beben. Hier herrscht der „Krämer" und der Herr Graf kann nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Den ersten Lichtblick erfährt er, als eine vierspännige Kutsche an ihm vorbeifährt. Eine Empfehlung führt ihn in das Haus eines reichen Amerikaners, wo wir einen Einblick in die Geldaristokratie erhalten. Die Kleidung des Mr. und der Mrs. Broadfoot „strotzte von Atlas und Gold". Die Einrichtung war „pompös fürstlich". Selbst unser Graf findet sie etwas zu viel mit Gold und lichten Farben überladen, trotz der Tatsache, „daß seine Ansprüche in der Art nicht gering sind". Jetzt stehen ihm die höheren Kreise offen und „beim Himmel, Eugen, ich bin in dieser Republik eher wie ein Gott als ein Sterblicher behandelt worden"[78]. Bald gedenkt er einen Abstecher nach den benachbarten Städten zu machen, denn „ein Graf ... wird dort nicht allein willkommen geheißen, sondern wirklich ersehnt, da es, Gott sei Dank, mit zum guten Ton gehört, ihn unter seinen „friends" zu zählen"[79]. Im Nachwort zu dem ersten Briefe ermahnt er noch seinen Freund, sich solchem Parasitendasein anzuschließen und nach Amerika zu kommen. Doch voller Erstaunen hören wir in seinem zweiten Brief, daß dieser glückliche Grafensohn Feuermann auf einem Mississippi-Dampfer ist. Er erzählt uns sein Mißgeschick. An

[77] Ibid.
[78] Ibid., S. 332.
[79] Ibid., S. 333.

dem Tage, an dem er ein kleines Fest gibt, um empfangene Freundlichkeiten zu erwidern, wird er bestohlen — „wahrscheinlich von einem meiner Freunde". Dazu wird noch das Gerücht verbreitet, daß er gar nicht von Adel sei. Seine ganze Garderobe muß er aufopfern, um die Ausgaben des Festes zu bestreiten. Die Reise in das Innere des Landes hat etwas überaus Demütigendes für ihn. Der Amerikaner des Westens staunt wohl über einen Grafen, aber

> „er staunt eben nur und kümmert sich nicht weiter um ihn — das Volk ist selbst noch zu neu, zu erst erschaffen, um auch nur möglicher Weise Sinn für das Alterthum und für die Vorrechte desselben zu haben."[80]

Wäre wenigstens noch Krieg gewesen, so hätte er Gelegenheit gehabt, einen ehrlichen Soldatentod zu sterben. So zwingen ihn die Umstände dazu, „die elendsten Sklavendienste zu tun". Nach Mexiko will er gehen, um dort in Militärdienst zu treten, doch zuerst soll der Oheim dem Nachkommen jenes hochgräflichen Hauses, dessen „Vorväter zu den stolzesten Geschlechtern des deutschen Kaiserreiches gehörten", das nötige Geld schicken, damit er in Mexiko dem Range angemessen auftreten kann. Am Schluß des zweiten Briefes erwähnt er, daß er die Bekanntschaft des Schreibers des ersten Briefes, von Horneck, von dem wir auf Seite 32 gelesen haben, gemacht habe, der ebenfalls ein Kohlenschaufler ist. Der Unterschied zwischen diesen beiden Adligen zeigt sich deutlich, wenn Hugo sagt: „Ich verschweige ihm meinen Namen und halte mich überhaupt von ihm entfernt — ich teile seine Ansichten nicht"[81].

Der nächste Briefschreiber ist ein Vertreter des Handwerkerstandes. Seiner ersten Enttäuschung gibt er in einfachen Worten Ausdruck, hofft jedoch auf Besserung. Sein Handwerkszeug hat man ihm abgegaunert. Bei einem Deutschen hat er Arbeit gefunden und erhält dafür vier Dollar per Monat. Mit Interesse stellen wir fest, was er über das Verhältnis der Deutschen zueinander zu sagen hat. Im übrigen stimmen seine Ansichten und Erfahrungen mit denen des Landmannes in Brief 2 überein. Seine Ansichten über die Deutschen sind durchaus nicht schmeichelhaft. Braucht man Hilfe, so erzählt er, soll man nicht zu einem Landsmann gehen, denn dieser ist nur zu dem Zweck hinübergegangen, um selbst reich zu werden. Er hält sich darum die billigsten Arbeitskräfte. Wen könnte er auch billiger bekommen, als einen dummen Landsmann, von dem er weiß, daß er von Hause her an keinen Luxus gewöhnt ist. Daneben sieht dieser Einwanderer einen Nachteil darin, daß man bei einem Deutschen nie Englisch erlernt. Von seinem Brotherrn muß er sagen, daß ihn dieser sehr betrogen hat. Dem Amerikaner stellt er ein

[80] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 352.
[81] Ibid., S. 353.

besseres Urteil aus. Er ist hilfsbereit. Ein armer Mann wird hier auch geachtet, und „es kommt nicht auf den Rock an, den ich trage". Bald hofft er im Stande zu sein, den Eltern die Reise nach Amerika zu ermöglichen.

Gerstäckers Liebhaberei für das Jägerhandwerk hat den nächsten Brief inspiriert. Hier erfahren wir Näheres über die Jagdverhältnisse in Amerika. Die Zeiten, wo ein Jäger von seiner Beute leben konnte, sind vorbei. Der junge Jagdenthusiast muß das nötige Lehrgeld bezahlen, ehe er diese Erfahrung macht. Er kauft von einem amerikanischen Farmer, den er in New York trifft, eine Farm in Indiana, die er nie gesehen hat, weil ihm vorgelogen wird, daß dort ungeheuer viel Wild vorhanden sei. Er zahlt dafür 250 Dollar. Da er glaubt, daß der Amerikaner nicht mit dem Preis des Landes vertraut ist, und darum einen so niedrigen Preis verlangt hat, schenkt er ihm noch eine schöne Büchse, die sechzig Dollar wert ist. Kein Wunder, daß der Farmer über seine Freigebigkeit und Beschränktheit ganz sprachlos ist. Später erkennt dieser Jüngling, daß er alle Ursache hat, sich selber „Esel" zu schimpfen. Dennoch scheint er seine Lektion nicht gelernt zu haben, denn er spricht am Ende des Briefes die Absicht aus, nach den Jagdgründen des Westens zu gehen.

Sehr originell und komisch wirken die letzten beiden Briefe. Der Schreiber ist ein Jude und seine Schilderungen, die auf Deutsch-Jüdisch verfaßt sind, zeigen uns eine andere Seite des amerikanischen Lebens, den Krämergeist, der dort so erfolgreich blühen soll. Geschäftlich ist dieser Schreiber in der ersten Zeit nicht erfolgreich gewesen. Er hat sich in der Quäkerstadt „Filadelphia" niedergelassen.

> „Quäker, haißt's wären lauter in Filadelphia — ich hob noch nix quäken gehört; will ich nich gesund auf meinen Fisse stehn, wenn nich mehr Jüdden hier sin wie Quäker — un da soll a Jüdd was profitiren? lächerlich."[82]

In vier Wochen verspricht er wieder zu schreiben, wenn er inzwischen noch nicht verhungert ist. Er kommt jedoch nicht um. Er hat in drei Monaten 700 Dollar verdient. Jetzt nennt er Amerika Kanaan und rät seinem Bruder, „Mämme un den Schmul un den Moses un de Rachel" so schnell als möglich dorthin zu bringen. Interessant ist es zu erfahren, auf welche Weise er das Geld verdient hat. Er hat mit „Bischutterie un silberne Leffeln" gehandelt. Man nennt Argentan oder Neusilber auf Englisch „German silver". Den Leuten hat er seine Gegenstände als wirkliche Silberwaren verkauft und „Gott der Gerechte sill me beistehn wann ich nich habe gehabt 700 Procentchen und die ainzige Unbequemlichkeit in der waiten Gotteswelt, daß ich nich bin wieder gekommen ganz genau in die Gegend". Sein Freund Itzig ist schon ein reicher, und somit angesehener, Mann geworden.

---

[82] Aus zwei Welttheilen, Serie II, Bd. VII, S. 340.

Von diesem letzten Beispiel abgesehen, können wir doch behaupten, daß — Gerstäckers Meinung nach — eine Möglichkeit des Vorwärtskommens in Amerika für solche Leute besteht, die mit frischem Arbeits- und Unternehmungsgeist ausgerüstet sind, und sich von den ersten Mühen und Hindernissen nicht zurückschrecken lassen. Bauern und Handwerkern eröffnen sich besonders gute Aussichten. Die Briefe Itzigs werfen ein Licht auf den Geschäftsgeist Amerikas, der auch an anderen Stellen keine liebevolle Behandlung erfährt.

SCHLUSS:

Versuch einer Wertung Gerstäckers

„Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit"[1]. Das Lebenselement des Gerstäckerschen Geistes ist die Freiheit. Aber nicht nur persönliche Freiheit, wie uns diese zuerst vielleicht bei Betrachtung seines Lebens ins Auge springt, sondern über diesen engen Rahmen hinaus, kämpft er für die Freiheit der Nation, der er angehört, in deren Größe er sein Glück sieht. Sein Ehrgeiz besteht darin, das erniedrigte Volksbewußtsein zu beleben, das Volk von der Verachtung des Auslandes zu befreien. Selbstbewußtsein soll ihm eingeflößt werden, damit es den Mut und die Kraft hervorbringt, sich den anderen Nationen ebenbürtig zur Seite zu stellen. Das Spießbürgertum soll aus seiner Lethargie gerüttelt werden. Er empört sich gegen alle Einschränkungen, die die Zeit gewissen Volksschichten auferlegt. Auf politischem Gebiet vertritt er eine demokratische Regierungsform, welche die Interessen aller Klassen wahrt. In religiöser Hinsicht wünscht er freie Betätigung jeder Sekte, die sich aber nicht in die politischen Angelegenheiten mischen sollen. Den Gedanken einer Staatsreligion, die allein Gewalt in religiösen Angelegenheiten einer Nation ausübt, weist er zurück. Er zeigt seinen Haß gegen alles Erkünstelte und Formelle, das sich in die sozialen Verhältnisse Deutschlands eingenistet hat. Er sieht den klaffenden Riß, der zwischen wahrer Sittlichkeit und Herrenmoral besteht, und nur wenige Schriftsteller übertreffen ihn in bitterer Geißelung unwürdiger Zustände. Er entblößt die Einseitigkeit seiner Zeitgenossen, besonders der Gelehrten. Er wettert gegen die Geschmacksverirrungen, die sich in der Schöngeisterei kundtun. Die Menschen sollen ein natürlicheres Leben führen und sich mit wenigem zufrieden geben, um auf diese Weise glücklich zu werden. Im aktiven Leben, im Kreislaufe der natürlichen Entwicklung liegt das Heil eines Volkes. Er hat das Gefühl, daß den Deutschen genug Energie, Ausdauer und Verständnis innewohnt, um sich einerseits aus der eingefleischten Gefühlsduselei, andererseits aus der alten drückenden Lage der Bevormundung herauszuarbeiten, um eine bessere Zukunft zu erlangen. In allen diesen Punkten berührt er sich aufs engste mit den Jungdeutschen, so-

[1] Heines Werke von Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. IV, S. 492 und 411.

weit sich die Ideen dieser Uebergangsstufe — wie es die Jungdeutschlandbewegung war — überhaupt festlegen lassen.

Der Unterschied zwischen Gerstäcker und den Jungdeutschen zeigt sich in der politischen Einstellung. Ein gewisser Internationalismus drückte sich in den Schriften der Anhänger dieser Bewegung aus. Was betrachtet Heine zum Beispiel als die große Aufgabe der Zeit?

> „Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie."[2]

Wohl spricht auch Gerstäcker über die unwürdige Behandlung der Eingeborenen in den verschiedenen Ländern, doch liegt sein Hauptinteresse an der Neugestaltung seines eigenen Volkes, der Deutschen. Mit Bezug auf Kolonien treibt er wirkliche Realpolitik und zeigt in diesem Punkt ein Verständnis, das den meisten Schriftstellern jener Zeit abging. Er sieht in solch einer Politik einen Aufschwung von Handel und Verkehr, somit eine Bereicherung des Volksvermögens, zugleich aber auch einen Schutz für den Auswanderer, den die Not über den weiten Ozean treibt. Diese Leute werden auf solche Weise dem Deutschtum erhalten. Seine exotischen Reiseschilderungen und Romane, worin letzten Endes das Hauptwerk Gerstäckers besteht, geben dem Auswanderer ein klares Bild von den Zuständen, die ihn im Ausland erwarten, und geben ihm Fingerzeige, wie er durch Arbeitsgeist und Selbstvertrauen die neue Lage am schnellsten meistern kann. Doch sind seine Reiseschilderungen nicht nur Wegweiser, sondern wir finden, wie Dietrich Theden es ausdrückt, „ein belehrendes Kulturbild" und „an den Zuständen der Vergangenheit den Maßstab für die Gegenwart"[3].

Gerstäckers Schreibweise ist oft nachlässig, völlig unbildlich, aber gewöhnlich gutmütig humorvoll. Börne und Heine und die meisten anderen Schriftsteller seiner Zeit haben wohl den besseren Stil, der aber oft nur dem Zwecke dient, eine tiefere Kenntnis ernsterer Fragen vorzutäuschen. Gerstäcker ist sich über seine Ziele im Klaren, und verrät darum auch nichts von den Kennzeichen eines schwankenden Idealisten.

Den Aufschwung des Volkes erwartet er von innen heraus. Einer Revolution — selbst wenn er sie in den vierziger Jahren gewünscht — steht er später skeptisch gegenüber. Er hat gesehen, daß sie nur die gebundenen Kräfte löst, Menschen in trunkene Ra-

---

[2] Heines Werke von Ernst Elster, Zweite Ausgabe, Bd. IV, S. 217.

[3] Dietrich Theden, Herausgeber von Friedrich Gerstäcker's Ausgewählte Werke, Zweite Volks- und Familien-Ausgabe, 1887—1890. Serie I, Bd. V, S. 10.

serei versetzt, und er hält es für sehr zweifelhaft, daß ein neues Reich auf solcher Grundlage aufgebaut werden kann.

Verglichen mit dem Schaffen mancher Jungdeutschen ist Gerstäckers Schriftstellertum von politisch konstruktiverer Natur; wir finden bei ihm keine Tändelei mit Ideen. Statt dessen zeigt er ein nationales Bewußtsein, das, wenn auch manchmal in naiver Art, sich doch wirklichkeitsgetreu dem Leser offenbart. „Wir Menschen sind nun einmal keine Ideale, und selbst aus dem Romane müssen diese verschwinden, wenn er der Wirklichkeit gehören soll"[4]. In diesem Ausspruch verrät sich die Uebereinstimmung mit Wienbarg, der von dem Roman verlangt: Wirkung auf die Zeitgenossen, Nutzen für die jeweilige Gegenwart.

> „Junge Dichter, fühlt ihr Talent und Trieb, nach der Palme zu ringen, einen Roman zu schreiben, wandelt nicht die verfallene, menschenleere Straße einer abgestorbenen Zeit, klopft nicht an die Gräber, um die Toten aufzuwecken — sie haben für euch nie gelebt, euer Herz kennt sie nicht — sie gehören entweder der Geschichte an, oder der Vergessenheit ... Greift in die Zeit, greift in euren eigenen Busen ... Greift in die Zeit, haltet euch an das Leben."[5]

Gerstäcker dient seiner Zeit und hat gewiß auf die große Volksmenge Einfluß ausgeübt. Diese Tätigkeit ist verdienstvoll, wie schon Goethe sagt: „Es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen". Leider verbergen sich seine Ideen infolge seiner ungeheuren Schreibtätigkeit unter viel Belanglosem, und es fällt dem Leser oft schwer, den sicheren Blick für seine Wertung zu gewinnen. Wenn er auch nur zu den kleineren Talenten in der deutschen Literatur gehört, so kann man doch die Frage:

> „Ob aus verlornen Aehren,
> Ob aus verwehter Streu
> Nicht etwa noch mit Ehren
> Ein Strauß zu binden sei?
> Ob nicht aus Korn und Mohne
> Noch eine bunte Krone,
> Werth daß man ihrer schone,
> Sich sammeln lasse still und treu?"[6]

mit Bestimmtheit bejahen. Er ist immer seiner eigenen Mahnung, die er uns in der Erzählung „Zur Naturgeschichte des Menschen" vorhält, treu geblieben:

> „Wenn aber auch nur ein Staubkorn im Universum, wollen wir hier unsere Pflicht mit treuem Herzen thun — was wir thun, recht, [und] was wir glauben, wahr ..."[7]

---

[4] Pfarre und Schule, Bd. I, S. 3.

[5] Zit. Viktor Schweizer, Ludolf Wienbarg als jungdeutscher Aesthetiker und Kunstkritiker, S. 88.

[6] Ferdinand Freiligrath, „Zwischen den Garben".

[7] Hell und Dunkel, Serie II, Bd. II, S. 299.

LITERATURVERZEICHNIS[1]

Gerstäcker, F.: Ausgewählte Werke, Zweite Volks- und Familien-Ausgabe von Dietrich Theden, Jena, Hermann Costenoble, 1887—1890. Serie I und II, zu je 12 Bänden[2].

Serie I:

Bd. I. Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerikas. Erste Abtheilung. 1845.

Bd. II. Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerikas. Zweite Abtheilung. 1848.

Bd. III. Gold! Ein Californisches Lebensbild. 1858.

Bd. IV. Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 1860.

Bd. V. Nach Amerika! Ein Volksbuch. Erster Band. 1855.

Bd. VI. Nach Amerika! Ein Volksbuch. Zweiter Band. 1855.

Bd. VII. Tahiti. Roman aus der Südsee. 1854.

Bd. VIII. Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 1864.

Bd. IX. Eine Mutter. Roman. 1866.

Bd. X. Mississippi-Bilder / Licht- und Schattenseiten transatlantischen Lebens. 1847: Die Sclavin / Die Silbermine in dem Ozarkgebirge / Der Fischfang am Mississippi / Der Osage / Der erkaufte Henker / Die Vertreibung der Mormonen aus Missouri / Der Pflanzer / Wandernde Krämer / Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot / Jäger Stevans und sein Hund Poppy / Eine Gerichtsscene in Arkansas / Doctor Middleton / Die dicke Witwe / Jazede / Der Pirschgang auf Bären / Die Backwoodsmen Nordamerikas / Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens / Die Rache des weißen Mannes / Schwimmende Theater auf dem Ohio und Mississippi / Rafters / Flatbootmen / Eine Präsidentenwahl / New Orleans.

Bd. XI. Der Erbe. Roman. 1867.

Bd. XII. Im Busch. Australische Erzählung. 1864. Heimliche und unheimliche Geschichten: Der Dreizehnte / Der todte Chaussee-Einnehmer / Der gemalte Indianer / Im Red River; Die Leichenräuber.

Serie II:

Bd. I. Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 1856.

Bd. II. Hell und Dunkel. Gesammelte Erzählungen: Herr Hobelmann / Die Flucht über die Cordilleren / Der todte Zimmermann / Der Bekehrte / John Wells / Ein Name / Höhlenjagd in den westlichen Gebirgen / So Du mir, so ich Dir /

[1] Die nachfolgenden Angaben von Büchern enthalten nur die in dieser Arbeit angeführten Werke.

[2] Da diese Ausgabe mir ständig zur Verfügung stand, sind die meisten Stellen danach zitiert.

Zur Naturgeschichte des Menschen / Moden über die Welt / Bedürfnis und Luxus / Reisende / Ein berühmter Name / Der Wilddieb / Die Stiefmutter.

Bd. III. Unter den Pehuenchen. Chilenischer Roman. 1867.

Bd. IV. Blau Wasser. Skizzen aus See- und Inselleben. 1858: Der Schiffszimmermann / Das Auswanderer-Schiff / Jack und Bill / Am Cap Horn / Die Dschunke / Die Goldbarren / Die Nacht auf dem Walfisch / Aus dem Matrosenleben / Aus der See: Die versunkene Stadt / Der Klabautermann / Der Klabautermann und die Schifferstochter.

Bd. V. General Franco. Lebensbild aus Ecuador. Zwei Republiken. Erste Abtheilung. 1865.

Bd. VI. Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. Zwei Republiken. Zweite Abtheilung. 1865.

Bd. VII. Aus zwei Welttheilen. Gesammelte Erzählungen. 1854. Aus Nord- und Südamerika. 1855: Die Wolfsglocke / Die Ahnung / Schwarz und Weiß / Der Freischütz / Californischer Miethzwang / Berlin und das Schauspielhaus im Belagerungszustand / Herr Schultze / Der Deutsche und sein Kind / Schicksale einer Nacht / Civilisation und Wildnis / Aus dem Briefsacke des Paketschiffes Seeschlange / Die Otter-Jagd / Die Tochter des Riccarees / Curtis' Brautfahrt / Wie es dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel / Der wunderbare Traum / Die Bärenjagd an der Bayou / Meter in Arkansas / Die Menagerie im Urwalde.

Bd. VIII. Der Kunstreiter. Erzählung. 1861. Eine Gemsjagd in Tirol. 1857.

Bd. IX. Reisen. Erster Band. Südamerika. Californien. Die Südsee-Inseln. 1853.

Bd. X. Reisen. Zweiter Band. Die Südsee-Inseln (Schluß). Australien. Java. 1854.

Bd. XI. Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. 1844.

Bd. XII. Im Eckfenster. Roman. 1871. Selbstbiographie.

Ferner stellte mir die „German Society of Pennsylvania" in Philadelphia in liebenswürdiger Weise die folgenden Einzelausgaben zur Verfügung:

Abenteuer der Walfischjäger. Enselin & Laiblins Verlagsbuchhandlung, Reutlingen. Der Sammlung Weltfahrer Bücher der Abenteuer und Reisen, Band XXII. Bearbeitet von Josef Viera. 1927.

Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien. Volks- und Familien-Ausgabe. Band XIV. Jena, Hermann Costenoble.

Das alte Haus. Volks- und Familien-Ausgabe. Bd. XX. Jena, Hermann Costenoble. **Heimliche und unheimliche Geschichten.** Enthaltend: Der Dreizehnte / Der todte Chausee-Einnehmer / Germelshausen / Der gemalte Indianer / Der Doppelgänger / Im Red River / Die neue Geisterwelt / Werner / Die Puppe / Die Leichenräuber.

Aus dem Matrosenleben. Zweite Auflage. Jena, Hermann Costenoble, 1872.

Aus meinem Tagebuch. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Arnoldsche Buchhandlung, 1863. Enthaltend, Band I: Die Erbschaft / Drei Tage

Carneval in Lima / Mein erster Hase / Ein Anstand auf Fischotter / In Gastein / Ein Pirschgang auf Gemsen; Band II: Der Honigbaum / Der Fremde / Am Arkansas / Der indianische Hund / Der stille Tom / Das Postbureau in Arkansas / Der getaufte Baptistenprediger / Die schwarze Kuh / Hilgers Truthühner / Das Canoe / Der Heirathsantrag / Der Hausknecht und die Kuh / Ein Nachmittag in Cincinnati / In Bayou Sarah / Amerikanische Hotels und Wirthshäuser / Der Schnarcher / Amerikanisches Sprüchwort / An Bord / Das Lager der Schwarzen / Australische Lichtblicke.

Aus der See. Drei Erzählungen. Leipzig, 1855. Commissionsverlag von Heinrich Hübner. Enthaltend: Die versunkene Stadt / Der Klabautermann / Der Klabautermann und die Schifferstochter.

Aus zwei Welttheilen. Gesammelte Erzählungen. Zweite Auflage. (Aus Nord- und Südamerika. Erzählungen. Dritte Auflage.) Jena, Hermann Costenoble. Enthaltend: Heimweh und Auswanderung / Die Wolfsglocke / Die Ahnung / Schwarz und Weiß / Der Freischütz / Californischer Miethzwang / Berlin und das Schauspielhaus im Belagerungszustand / Herr Schultze / Der Deutsche und sein Kind / Schicksale einer Nacht / Civilisation und Wildniß / Aus dem Briefsacke des Paketschiffes Seeschlange / Die Otterjagd / Die Tochter des Riccarees / Curti's Brautfahrt / Ein Versuch zur Ansiedelung, oder: Wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel / Der wunderbare Traum / Die Bärenjagd an der Bayou / Meter in Arkansas / Die Menagerie im Urwalde.

Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Zweite, durchgesehene Auflage. Wohlfeile Ausgabe, in drei Bänden. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble, 1864.

Die Blauen und die Gelben. Venezuelanisches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868. Philadelphia: Im Verlag der Heimat und Fremde, 1870.

Blau Wasser. Skizzen aus See- und Inselleben. Zweite Auflage. Jena, Hermann Costenoble, 1872. Enthaltend: Der Schiffszimmermann / Das Auswandererschiff / Jack und Bill / Am Cap Horn / Die Schunke / Die Goldbarren / Die Nacht auf dem Walfisch.

Durch die Pampas. Amerikanische Abenteuererzählung. Bearbeitet von Joseph Viera. Enselin & Laiblins Verlagsbuchhandlung, Reutlingen. Der Sammlung Weltfahrer Bücher der Abenteuer und Reisen, Band XIX, 1926.

Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerikas. Fünfte Auflage. Volks- und Familien-Ausgabe. Bd. VIII. Jena, Hermann Costenoble, 1873.

Fritz Wildaus Abenteuer zu Wasser und zu Lande. München, Verlag von Braun & Schneider, 1854.

Gold! Volks- und Familienausgabe, Bd. XXI. Jena, Hermann Costenoble, 187?. Enthaltend: Indische Skizzen: I. In der Südsee / Der Walfischfänger / Die Bootsmannschaft / Der Schooner; II. Im Ostindischen Archipel / Der Balinese / Der Menschentiger / Der Kreis. Australische Skizzen: I. Schoonerfahrt; II. Buschtreiben / John Mulligan / Die Flucht / Gentleman John / Die Kängaru-Insel; III. Bilder aus den australischen Goldminen / John Newmann / Im australischen Busch.

Das Hintergebäude. (Titelblatt fehlt.)

In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864—1867. Vier Bände. Jena, Hermann Costenoble, 1871.

Kriegsbilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege. Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus, Band VIII. Jena, Hermann Costenoble.

Eine Mutter. Roman im Anschluß an „Die Colonie". In drei Bänden. Jena, Hermann Costenoble, 1867.

Nach Amerika. Ein Volksbuch in sechs Bänden. Leipzig, Hermann Costenoble; Berlin, Rudolph Gaertner, Amelang'sche Sport-Buchhandlung, 1855.

Pfarre und Schule. Eine Dorfgeschichte, in drei Bänden. Leipzig, Georg Wigand's Verlag, 1849.

Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerikas. Fünfte Auflage. Jena, Hermann Costenoble, 1873.

Reisen I. Volks- und Familien-Ausgabe, Band V, Jena, Hermann Costenoble, 1873.

Reisen II. Volks- und Familien-Ausgabe, Band VI, Jena, Hermann Costenoble, 1873.

Skizzen aus Californien und Südamerika. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Volks- und Familien-Ausgabe, Band XVI. Jena, Hermann Costenoble.

Das sonderbare Duell. Bibliothek von Eisenbahn-Novellen, No. III. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.

Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Zweite durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1856. Zwei Bände, enthaltend: Versuch eines geregelten Lebens / Deutsche Ansiedlung in Arkansas / Jagdzug / Zug in die Ozarkgebirge / Aufenthalt in Louisiana und Heimfahrt.

Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild in drei Bänden. Leipzig, Hermann Costenoble, 1861.

Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. Zweite Auflage. Volks- und Familienausgabe, Bd. III. Jena, Hermann Costenoble, 1872.

Unter Palmen und Buchen. Gesammelte Erzählungen in drei Bänden. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1865. Enthaltend: Band I: Unter Buchen: Eine alltägliche Geschichte / Die Vision / Folgen einer telegraphischen Depesche / Der Polizeiagent / Eine Heimkehr aus der weiten Welt / Wenn wir einmal sterben; Band II: Unter Palmen; Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1866. Enthaltend: Das Klima der Tropen / El Comisario / Am Cachavi / Der Tiger / Negerleben; Band III: Unter Palmen und Buchen; Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1867. Enthaltend: Eine Messaliance / Der Gevatterbrief / Ein Ausflug in Java / Der Heimathschein / Auf der Eisenbahn.

Wilde Welt. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1865. Enthaltend: Erster Band: In den Pampas / Die Feuerjagd auf Hyänen in Afrika / Der verlorene Ring / Eine Mississippi-Fahrt / Der Waldmensch / Kasuarjagd in Uruquay; Zweiter Band: Das Wrack / Der Wolfs-Benjamin / Europäer in der Wildniß / Die Moderatoren / Truthahn-Locken; Dritter Band: Fort an der Salzfurth / Der Schiffs-

capitain / Louisiana-Skizzen / In den Manglaren / Pech / Die wilde Katze / Das Barbecue.

Briefe: Für diese Arbeit wurden ebenfalls 137 Originalbriefe Gerstäckers an seinen Verleger H. Costenoble, Jena, gelesen. Alle hier angeführten Briefstellen sind dieser Sammlung, welche sich im Privatbesitz des Herrn Professors Dr. W. Kurrelmeyer, Johns Hopkins University, Baltimore, Maryland, befindet, entnommen.

*

Neben den Werken Gerstäckers wurden auch noch die Schriften der nachstehenden Autoren in dieser Arbeit angeführt:

Brandes, Georg: Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Bd. VI. Das junge Deutschland. Leipzig, Verlag von Veit & Comp., 1891.

Büchner, Georg: Sämtliche Werke, hersg. von Arnold Zweig, München und Leipzig, Rösl & Cie., 1923.

Eckermann, J. P.: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Vierte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1876.

Gottschall, Rudolf: Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1875.

Gutzkows Werke: Auswahl in zwölf Teilen, von Reinhold Gensel. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Aus Gutzkows Briefen an H. Costenoble in Jena. Dissertation von Arthur H. Hughes. Exemplar in Maschinenschrift in der Bibliothek der Johns Hopkins University, Baltimore, 1931.

Hebbel, Friedrich: Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Weber, Berlin, B. Behr's Verlag.

Heines sämtliche Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämtlicher Lesarten. Von Dr. Ernst Elster. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Kleinmayr, Hugo v.: Welt- und Kunstanschauung des „Jungen Deutschland", Studien zur Geistesgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Oesterreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, 1930.

Meyer, Richard M.: Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts. Zweite Auflage. Berlin, Georg Bondi, 1900.

Meyne, R.: Gerstäcker. Besprochen im Euphorion, Bd. XVI, S. 824 ff.

O'Donnell, George H. R.: Gerstäcker in Amerika, 1837—1843. PMLA, vol. XLII, S. 1036—1043. 1927.

Proelß, Johannes: Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart, 1892.

Prutz, Robert: Die deutsche Literatur der Gegenwart, 1848 bis 1858. Zweite Auflage. Leipzig, Ernst Julius Günther. Nachf. 1870.

Ratzel, F.: Friedrich Gerstäcker. Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 9, 1879, S. 59.

Reuter, Fritz: Sämtliche Werke. Vollständig, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden, hrsg. von Dr. Carl Friedrich Müller, Leipzig, Max Hesses Verlag.

Schmidt, Julian: Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1896.

Schweizer, Victor: Ludolf Wienbarg als jungdeutscher Aesthetiker und Kunstkritiker. Leipzig, 1896, Constantin Wilds Verlag.

Schweizer, Victor: Ludolf Wienbarg. Beiträge zu einer jungdeutschen Aesthetik. Leipzig, Constantin Wilds Verlag.

Seyfarth, Erich: Friedrich Gerstäcker. Ein Beitrag zur Geschichte des exotischen Romans in Deutschland. Diss. 1930. Jos. Waibel'sche Buchdruckerei, Freiburg im Breisgau.

Spielhagen, Fr.: Problematische Naturen, Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1891. Erste und zweite Abtheilung.

LEBENSLAUF

Geboren bin ich am 18. Oktober 1901 zu Lingenau in Ostpreussen.

Nach Besuch der Volks- und Höheren Schule studierte ich von 1924-25 an der Handelshochschule zu Königsberg. Zwei Jahre nach meiner Übersiedlung nach Amerika setzte ich meine Studien an der Washington Universität in St. Louis fort. Nach Erlangung des Magistergrades unterrichtete ich von 1928-30 an der Indiana Staatsuniversität in Bloomington, Indiana. Im Herbst 1930 wurde ich an der Johns Hopkins Universität in Baltimore immatrikuliert und hörte die Vorlesungen der Herren Professoren Dr. Kurrelmeyer, Feise, Roulston, Petersen, u. a.

Alle meine Lehrer, besonders aber Herrn Prof. Dr. Feise für sein unermüdliches Interesse an dieser Arbeit und Herrn Prof. Dr. Kurrelmeyer für die liebenswürdige Erlaubnis der Benutzung der Gerstäckerbriefe, möchte ich an dieser Stelle meines herzlichsten Dankes versichern.

PRINTED IN GERMANY

1 9 3 8

Buchdruckerei Wilhelm Hinckel, Wertheim a. Main